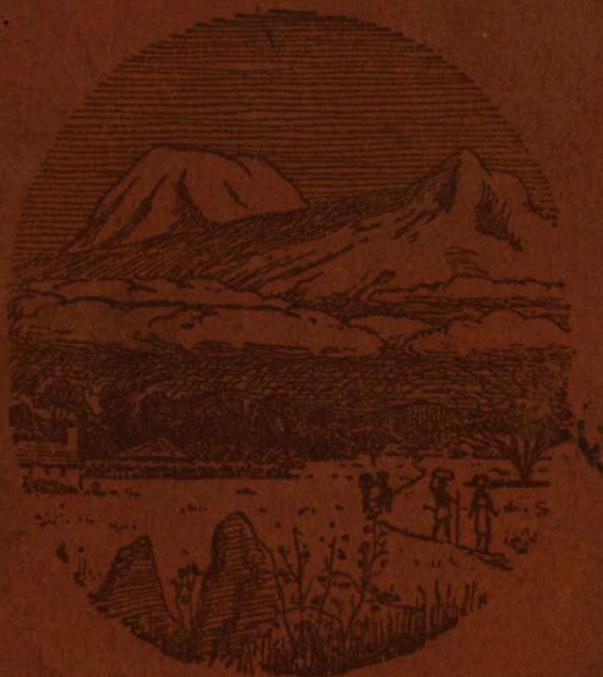


56 363

Reisemarkenbuch
Auf Afrikas
Schneebergen

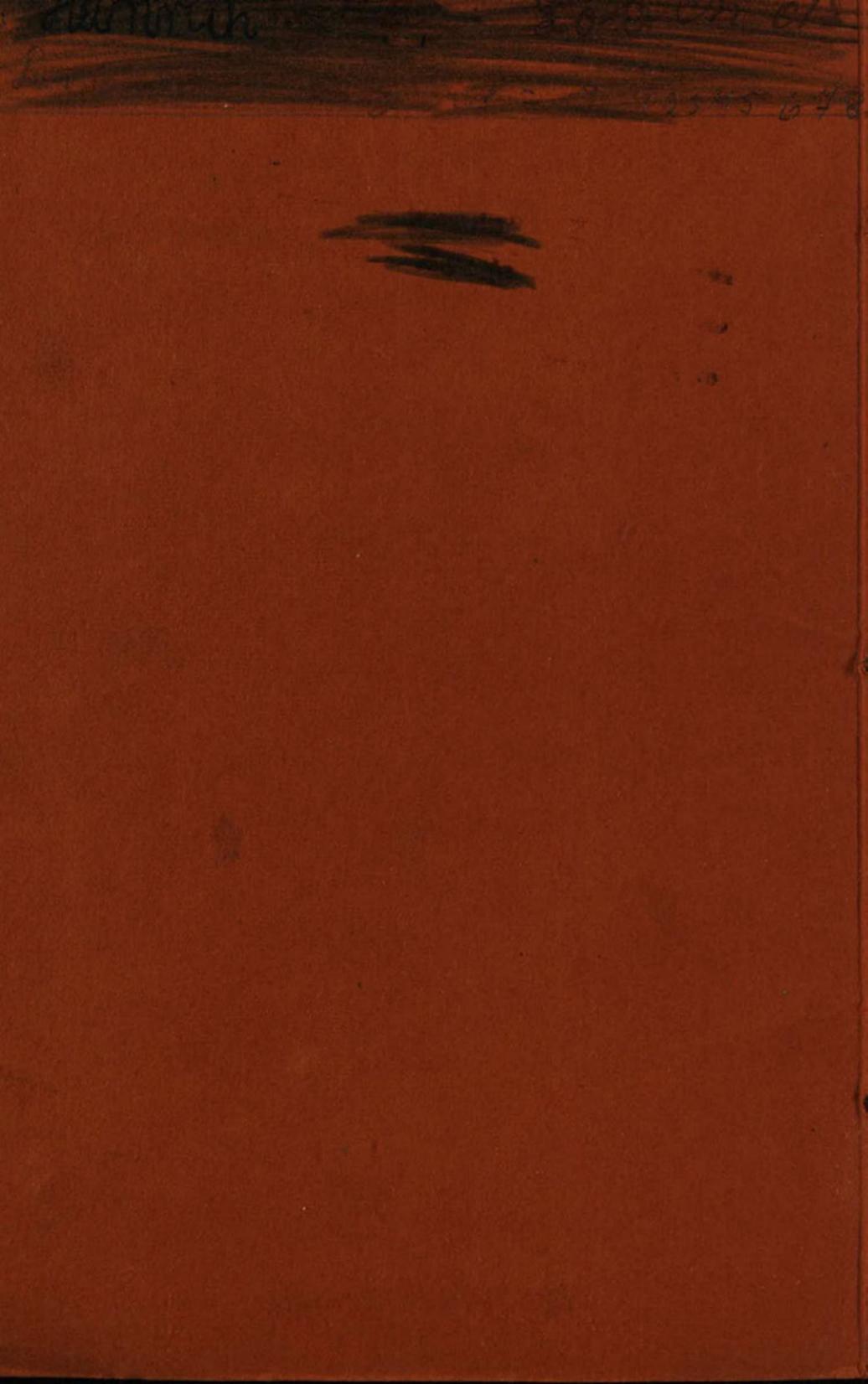
von

Artur Heye



WE

Die Buchreihe Nr. 345



Auf Afrikas Schneebergen

von

Artur Heye



Hermann Hilger Verlag, Berlin W 9 und Leipzig

Pr. 345

Jgm. Wolfg.-Müller-Diehl

Loben O/S.

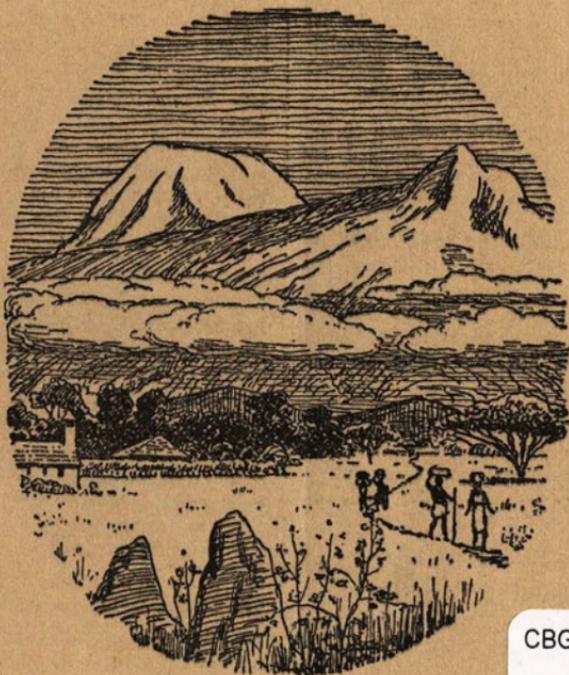
N. P. E. A.

*Ms. Ms. ce. ^b DUE
pe. du. so.*

Auf Afrikas Schneebergen

von

Artur Heye



W 12.

CBGiOS, ul. Twarda 51/55
tel. 22 69-78-773



Wa5168023

Hillgers Deutsche Bilcherei Nr. 345

Herausgeber: Die Deutsche Arbeitsfront NS.-Gemeinschaft Kraft durch Freude

Reichsamt Deutsches Volksbildungswerk

Hermann Hillger Verlag, Berlin W 9 und Leipzig

dir. pecher

Inhalt

	Seite
Empor!	3
Merufahrt	19
Erläuterungen	32

56363

Afrika

behandeln folgende Hefte von Hillgers Deutscher Bücherei:

622. Die deutschen Kolonien (Puls). Der deutsche Kolonialwille setzt sich durch, gezeigt an lebendigen Tatsachenberichten: Erwerb der Kolonien, ihr Wert, ihre Bedeutung, Kolonialkampf und -verlust im Weltkrieg. Verfasser Lug und Trug. Aufgaben und Ausblick.

77. Quer durch den dunklen Kontinent (S. W. Stanley). Unter unsäglichen Gefahren erforscht Stanley den Viktoria-, den Tanganjikasee und den Kongo bis zur Mündung.

82. Gordons heldenhafter Untergang (Sven Hedin). Gordon säubert den Sudan vor Sklavenjägern und macht ihn zur ägyptischen Provinz, erliegt aber nach langer, tapferer Verteidigung Chartums den aufständischen Eingeborenen unter Führung des Mahdi und wird getötet.

84. In Afrika hinein (Karl Friede). Ein junger Kaufmann schildert seine Reise auf dem Sambesi und durch Zentralafrika mit genauem Eingehen auf Land, Leute, Tier- und Pflanzenwelt.

152. Karawanen und Wüstenreisen (Alfred Brehm). Erlebnisse aus der Sahara.

170. Am heiligen Nil (Alfred Brehm). Land und Leute, Sitten und Gebräuche.

280. Sonnenfahrt an die Gestade Nordafrikas (Friedrich Raumann). Land und Leute in Algier, Tunis, Konstantine usw., am Meer und in der Wüste.

311. Kolonialgeschichten (Jürgen Jürgensen). a) Sangalimene von Upoto. b) Eisenhunger. Zwei Erzählungen aus dem Kongo, vom Kampf der weißen Kolonialmenschen mit Negern, Urwald und Fieber.

345. Auf Afrikas Schneebergen (Artur Heye). Ersteigungen des Kilimandscharo und des Meru durch eine kleine Reisegesellschaft, die fast den Schwierigkeiten erliegt, aber doch tief die einzigartige Schönheit empfindet.

346. Wandersfahrten in Ägypten (Artur Heye). (Lateinschrift.) Fuß- und Rucksackwanderungen eines nicht mit Glücksgütern Gesegneten, der trotzdem Kairo, die Pyramiden, die Totenfelder von Sakkara, den Nil gründlich kennenlernt und ein Freund des Landes und seiner Menschen wird.

395. John Rufwas Lehrjahre (Sans Grimm). Ein Neger sucht durch Sparsamkeit und Fleiß, den Weißen gleich, vorwärtszukommen. Von ihnen betrogen, nimmt er ihre schlechten Eigenschaften an, zur Rache an Schulbigen und Unschuldigen, und gedeiht dabei.

420/21. Deutsche Pionierarbeit in Afrika (F. Jaspert). Deutsche Forscher arbeiten beim Bahnbau im unerforschten Afrika und erhalten so die nötigen Mittel zur Erforschung von Leben und Sitten der Neger. Abenteuerliches aus afrikanischem Tier- und Menschenleben.

514. Hermann von Wissmann (Erwin Nau). Ein Pionier deutscher Kolonialwirtschaft.

520. Karl Peters, der deutsche Pionier in Ostafrika (Jos. Prestel). Zäher Wille und hohes Ziel erobern Deutschland eine seiner schönsten Kolonien.

529. Gustav Nachtigall (Helm. Fischer). Der deutsche Forscher, der um der Wissenschaft willen unsägliche Leiden auf sich nimmt und zur Gründung des deutschen Kolonialreichs beiträgt.

281/82. Blut und Eisen (Eyth). Deutsche Ingenieurarbeit in Ägypten vor fünfzig Jahren.

LIBRARY
UNIVERSITÄT
ZÜRICH

NH-68459 N-428340/17MK

Empor!

Eigentlich sollte alle Automobile in Afrika der Teufel holen. Sie sind und bleiben stillwidrig. Hinwiederum habe ich aber noch keinen von denen, die auf sie schimpfen, gesehen, der nicht aufgestiegen wäre, wenn ihm eins half, fünfzig Kilometer Marsch durch einen Dörrosen von Steppe zu ersparen.

Nicht einmal mich selber. Denn Allah (Gott) hatte es gefügt, daß gerade einem Fachmann für zersprungene Autokühler kurz vor Abel Baldans Farm und kurz vor unserem Ausbruch zum Kilimandscharo das Benzin ausgehen mußte und der alte Abel den gescheiterten Gedanken hatte, eine Kanne voll nur unter der Bedingung herauszurücken, daß jener ihm den von mir und Thomas entzweigefahrenen Wagen wieder reparierte. So stieg ich ohne Einwendungen auf den wieder erstandenen alten Karren, mit dem Thomas und zwei seiner Schwestern, meine Weggenossen für die Ribofahrt, zu meiner Überraschung vorgefahren kamen.

Zum Berg hinauf führen nur zwei direkte Wege: der eine von Neu-Moschi über Alt-Moschi, der andere vom Himofluß über Marangu, und beide Ausgangspunkte waren von unserer Gegend durch eine unsagbar trostlose und infam heiße Steppenniederung getrennt.

Kurz vor Neu-Moschi jedoch sagte es vorn unter der Kühlerhaube: „Päng! Zschschsch —“. Das frisch gelötete Kühlerrohr leckte, der Alte und sein Sohn betrachteten und befühlten es eine Weile, rauchten wortlos noch eine längere Weile, dann spuckte der Alte aus und sagte: „Für diese Arbeit hätte ich nur dreiviertel Kanne Benzin geben sollen — Buschmann!“

Buschmann, der in Transvaal geborene Hottentottenjunge, war in jedwelcher Hinsicht des alten Baldan Stecken und Stab. Wenn ein Leopard eine Ziege fraß, wenn des Alten Tabak feucht war, wenn ein Huhn oder ein Schraubenschlüssel oder das Wasser im Graben oder das Holz in der Küche fehlte — Buschmann war schuld, wurde zur Verantwortung gezogen, bekam ein paar Katzenköpfe und mußte es herbeischaffen oder in Ordnung bringen.

Er hopfte vom Wagen herunter und blieb mit einem: „Ja, Baas“ (Herr), genau einen Zentimeter außer Reichweite des Alten stehen. Der ließ ein paar Töne jenes Geräusches hören, das von den Sprachforschern als „Afrikans“ bezeichnet wird, und wie ein kleiner gelber Hund sauste Buschmann dann in einer Staubwolke auf der Straße davon. J irgendeine Erklärung wurde weder gegeben noch erfragt. Der männliche Teil der Gesellschaft rauchte und schwieg, der weibliche futterte Pralinen und schwieg, und die in höllischer Mittagsglut brennende Steppe schwieg ebenfalls. Eine gute Stunde später tauchte wieder ein Staubwölkchen von ferne auf und kam schnell näher. Ein

Auto mit einem ölig aussehenden schwarzen Monteur und der kleinen Affen-
gestalt Buschmanns hielt vor uns, und mit der Unnahbarkeit, die jeder Sach-
mann hat, ganz gleich welcher Hautfarbe er ist, machte sich der Mohr mit
Lötkolben und Schraubenschlüsseln über das undichte Rohr her.

„Hast du es auch wirklich gut gemacht?“ fragte der Baas dann in dem
schlechtesten Kisuaheli, das alle Buren sprechen.

„Ja, Bana (Herr), das Rohr hält länger als der ganze Wagen, und es
macht fünfzehn Schilling!“

Ich hielt es für angemessen, die fünfzehn Schilling aus meiner Tasche
zu bezahlen.

In Moschi kauften wir ein paar Konserven, mehrere Pfund Schokolade
und Pralinen, und in einer plötzlichen Eingebung erstand ich noch eine Flasche
Hennessy „Drei Sterne“ dazu. Um die Pulle vor jeder Unbill zu schützen,
verstaute ich sie in dem Stahlblechkoffer, der meine Kleider enthielt; dabei
fiel mir die deutsche Flagge in die Hände, und trotzdem der Baas die Augen-
brauen bedenklich in die Höhe zog, machte ich sie an meinem Bergstock am
Führersitz des Wagens fest. Ich glaube, es war das erstemal, daß die Flagge
des neuen Deutschland hier an seinem alten Berge flatterte.

Dann ging es wieder hinein in das tote, heiße Brüten der Steppe auf
ausgewaschenen, zerklüfteten, mit dickem roten Staub gepolsterten Wegen
entlang und über termitenzerfressene, laut ächzende und krachende Brücken
oder, wo die fehlten, einfach über gestürzte Bäume, Gestrüpp und Geröll,
polternd in wasserlose Flußbetten hinab, ratternd, schnaufend, pustend und
zischend drüben wieder hinauf und weiter.

Vor uns lag die Unendlichkeit, Steppenschluchten, die sich von hier über
die Grenze durch die ganze Kenia-Kolonie, durch Somaliland bis nach
Abessinien ausdehnen. Rechterhand im Osten verschwand die hohe Stufe
des Pare-Gebirges im Silberdunst des Himmels, und links stieg der Berg
hinan, ganz sacht höher und immer höher, seine Formen verloren sich in grauen
und weißen Wolkenscharen und schlangen sich über ihnen noch einmal in
leuchtendem Silberweiß hoch hinauf ins Blau. Alle Gesichter auf dem
Wagen waren jener jener weißen scharfen Linie da droben am Himmel zugekehrt
— unserem Ziel.

Über den Himo spannte sich wieder ein Ding von einer Brücke, deren
Benutzung eigentlich Gott versuchen hieß. Ein paar Balken krachten auch
hinter den Rädern hinunter auf die weißübergischeten Felsblöcke, der Baas
spuckte ihnen nur gelassen nach. Hier begann dann die Steigung, dem Auge
fast unmerklich, aber nicht dem Motor. Nach fünf Minuten schon kochte
das Kühlerwasser; da mußte gestoppt und nur ein wenig kaltes Wasser nach-
gegossen werden, dann ging es weiter, nur wiederholte sich alle zehn Minu-
ten das Ganze.

Nach drei Stunden hatte sich aber doch schon der alte Ford ungefähr
fünfhundert Meter hinaufgekocht, wir sahen bereits die Missionsgebäude
und Wadschaggahütten Marangus aus Bananen- und Apfelsimmentwäldern
hervorschimmern, da sagte es wieder: „Päng! Zschsch —!“, eine mächtige
Dampfwolke stieg auf, ich bekam einen heißen Wasserstrahl auf Brille und

Nase und setzte rechts herunter, der alte Abel einen auf die Backe, und er flog links herunter. Hinter der Dampfwolke zwischen uns grollte drohend das einzige Wort: „Buschmann —!“

Wie dieses Mal seine Verantwortung geklärt wurde, weiß ich nicht. Als sich der Ausbruch im Kühler gelegt hatte, sah ich ihn und Thomas jedenfalls mit Segeltuchlappen und Draht hantieren, um dem wieder abgebrochenen Rohr einen Notverband anzulegen. Als ich mit meiner verbrühten Nase dann wieder auf das Behikel stieg, hatte ich eine Vision; ich sah das Gesicht eines deutschen Chauffeurs, dem jemand zugemutet hatte, mit diesem Auto und diesem Kühler diesen Berg hier hinaufzufahren!

Aber es scheint, daß die Allmacht Allahs sich auch an Fordautos auswirken kann, denn siedend und dampfend pflügte sich der Wagen eine halbe Stunde später doch durch den fetten Humusboden einer Bananepflanzung Marangus hindurch und hielt vor einem einzelnen breitästigen Baum am idyllischen Flußufer still. Er stand wirklich noch hier, dieser selbe Baum, unter dem ich vor zwölf Jahren gelagert hatte. Die Sonne ging gerade unter, droben blühte noch einmal der Eisdiamant des Kibo herunter, unsagbar feierlich, fern und unnahbar, dann schloß sich der Wolkenmantel um ihn, und dumpf rauschend brach der Wind droben aus den Urwäldern herab und fuhr flüsternd durch die schwingenden Riesenblätter der Bananen um uns. Wir schlugen das Zelt auf, das heißt, wir banden es an der einen Seite an die Baumäste und an der anderen an den Wagen, denn die Zeltstangen waren auf der Farn zurückgeblieben. Schuld war natürlich Buschmann.

Am nächsten Morgen betete der Alte laut den Morgensegen, so wie er es unverbrüchlich auch zu Hause tat, goß drei gewaltige Tassen Kaffee hinunter, küßte seine Töchter Biena und Margret und seinen Sohn Thomas zum Abschied, schüttelte mir mit einem: „Bring them back allright, Mister Heye!“ (Bringen Sie sie mir gut zurück, Herr Heye) die Hand und ratterte mit seinem lumpenumwickelten Kühlerrohr und Buschmann, „de schlechte Kerl“, wieder heimwärts dem fernen Sonja zu.

Ich aber ging an die Arbeit. Botenjungen hatten sich mittlerweile schon genug eingefunden, sie standen mit runden Bäuchen und runden Augen ringsum und starrten uns an.

„Lazameni Watodo, nani anajua njumba ya yule mtu jinalake Jonathan, kiongozi ya njia ya Kibo?“ (Hört, ihr Kinder, wer weiß das Haus jenes Mannes namens Jonathan, der ein Führer für den Weg auf den Kibo ist?) hub ich an.

„Mimi najua Bana! Mimi vilevile! Wote wanajua, Bana!“ (Ich weiß es, Herr! Ich weiß es auch! Wir alle wissen es, Herr!) schrillte es eifrig im Chor der Dickbäuche.

„Gut, du da bist der größte und kannst am schnellsten laufen, so lauf du zu ihm und sage ihm, der deutsche Bana ist hier, den du als Letzten auf den Kibo geführt hast, ehe der große Krieg ausbrach, er möchte, daß du ihn wieder hinaufbegleitest. — Hast du verstanden? Wenn du zurückkommst, kriegst du einen halben Schilling Bakshisch (Trinkgeld).“

Da geschah etwas Unerwartetes. Wie eine schwarze Welle brandete plötzlich die ganze Kinderchar und auch die Erwachsenen, die sich unterdessen

eingefunden hatten, an mich heran, faßten meine Hände und schüttelten sie, und fragten neugierig, aufgeregt und freudestrahlend durcheinander: „Du bist ein Deutscher? Wirklich ein Deutscher? Kommt ihr Deutschen wieder in dieses Land?“

Ein graubärtiger älterer Herr kämpfte sich durch die Schar heran, nahm das schmuddlige Käppchen ab, machte einen höflichen kleinen Diener und sagte: „Verseihen Sie, mein Härr, ich bin der Schullehrer hier, und ich habe immer meine Kinder gelehrt, daß sie singen auf deutsch und sie gesagt, daß die deutschen Härren einmal wiederkommen, so wie sie gesagt haben, als sie fortgingen im Kriege. Können Sie mir sagen, wie es geht der alte Härr Doktor Förster und der Härr Schmidt und seine Frau und die drei Kinder?“

Ich kam nicht dazu, ihm zu sagen, daß ich leider von den Benannten nichts wüßte; denn auf einmal schmetterte der Kinderchor los: „Fuchs, du hast die Gans gestohlen“, alle Verse hintereinander. Diese Kundgebung kam ein bißchen zu überraschend für mich, daß ich etwas anderes tun konnte, als jedem der Sänger ein Zehncentstück in die kleine schwarze Faust und dem alten Pädagogen eine dicke Zigarre in den grauen Bart zu stopfen. Dann brachte ich den Eilboten zu Jonathan und ein paar weitere Jungen nach Brennholz, Bananen, Eiern und Hühnern in Schwung. Mit meinem Boy, Derengia, ging ich darauf, den Kibo, der gewöhnlich kurz nach Sonnenaufgang zwischen den Wolken sichtbar wird, für eine Ausnahme zu belauern und den nahen Missionsgarten um ein paar Bambusstangen für unser Zelt zu schädigen.

Als ich zurückkam, stand jemand, der einen prächtigen Hahn unterm Arm hatte, von einem Stein vorm Zelt auf, sagte: „Jambo Bana, mimi tayari!“ (Guten Tag, Herr, ich bin bereit) und hielt mir den Hahn hin. Es war Jonathan. Ich schüttelte ihm die Hand, fragte ihn nach seinem Ergehen und diesem und jenem, aber er gab kaum Antwort und guckte andauernd interessiert nach dem Flusse hinunter. Auf einmal aber hörte ich einen glücksenden Laut, er fuhr sich mit dem Hemdärmel über die Nase und schnüffelte auf, und da sah ich, daß das alte Schaf weinte.

Am Nachmittag schon brachte er einen Schwarm von ungefähr fünfzig Männern an. Zweie davon waren Leute, die schon früher mit mir droben gewesen waren, die griff ich natürlich zuerst heraus. Ein anderer Kurzer, Dickler zeigte mit seiner Masaikeule auf meine kleine Kinokamera und sagte: „Uhää Bana, kazi hii ninajua ya Safari ya Ufa“ (Diese Arbeit kenne ich von der Ufa-Safari her).

„Uhää!“ sagte auch ich, „so komm her, du frommer und getreuer Knecht“. Der Vierte, den ich herausgriff, fiel mir durch seinen biederen Gesichtsausdruck und den Umfang seiner Muskeln auf. Er erwies sich jetzt und späterhin als eine der treuesten schwarzen Seelen, die mir je begegnet sind, und außerdem als ein sehr brauchbarer Maurer und Gartenbauarchitekt. Dann suchte ich noch weitere zwölf Mann aus, vereinbarte ihren Lohn und die Lieferung von zwei Decken und ein Paar Schuhen für jeden und hielt ihnen die übliche Antrittsrede, bei der ich ihnen gleich sagte, daß es auf dem Berge schlechte Wege, viel Nässe und sehr viel Kälte gäbe, so daß sie mich nicht erst droben

darauf hinzuweisen brauchten. Wer daraufhin zurückzutreten beabsichtige, sollte es lieber hier in tausend Meter, als droben in fünftausend Meter Höhe sagen. Sie grinsten, aber keiner sagte es.

Es war mir gleich, als sie angekommen waren, aufgefallen, daß diese für afrikanische Verhältnisse sonst als wohlhabend geltenden Wadschagga jetzt recht armselig und abgerissen aussahen. Meine alten Getreuen von damals klagten mir auch als erstes gleich ihr Leid über die schlechten Zeiten, die mit dem Kriege über sie gekommen und noch nicht wieder gewichen wären. Die anderen mitgekommenen armen Teufel sahen so enttäuscht und traurig aus, daß ich nicht umhin konnte, ihnen wenigstens ein fettes Gastmahl für heute Abend und ein kleines Bakschisch für den vergeblichen Weg zu versprechen.

Der Schlächter im Dorf verkaufte mir einen halben Ohsen, aber als ich den Beutel zog, um das Geforderte zu bezahlen, sprang Jonathan, der tiefsinnig im Sande gehockt und Ziffern hingemalt hatte, plötzlich auf, goß einen Gletscherbach von Schimpfworten über das blutrünstige Haupt des Metzgers und bezahlte ihm nur ungefähr ein Drittel des Verlangten. Der indische Kaufmann lieferte dem noch Reis, Bohnen, Maismehl und Salz, und im Hintergrunde seines Ladens verpaßten sich unterdessen meine fünfzehn Mohren die zugesagten Schuhe. Wenigstens zehn von ihnen hatten noch nie etwas Derartiges an ihren schwarzen Hufen gehabt, und mehrere traten dann natürlich mit zwei linken oder zwei rechten oder aber den linken am rechten Fuß und umgekehrt an. Mit den dreißig Decken jedoch belud sich Jonathan allein, denn Decken sind ein zu verführerisches Gut für das Herz des Negers.

„Sieh, Bana“, sagte er auf meine Frage hin mit einem feinen Lächeln „es sind alles liebe Leute, aber es könnte doch einer über Nacht krank werden und plötzlich nach Hause gehen müssen und mit seinem kranken Kopf ver-
gessen, die Decke hierzulassen.“

Im Lager schnitt ich für die Lage auf dem Berge ein Stück Fleisch von etwa dreißig Kilogramm Gewicht herunter und hing es vors Zelt. Die übrig-
gebliebenen mindestens hundert Kilogramm kamen in das Lager der Träger. Wie ich's erwartet hatte, geschah's; am nächsten Morgen war nicht mehr so viel da, daß eine Krähe hätte davon satt werden können.

Der schon hier recht frische, aber wunderbar leichte und erquickende Morgenwind, der von den Gletschern herabkam, ließ das deutsche Fahnen-
tuch lustig über den Kopf Jonathans knattern, und die dunkelgrünen, sonnen-
überglänzten Flanken des Berges warfen den Gesang unserer Träger in
hundertfachem Echo zurück, als wir auf den fußbreiten, von Bananen und
Apfelsinen in tiefe Schatten gehüllten Pfaden aufwärts stiegen.

Welch ein Wunder von Schönheit und Fruchtbarkeit ist doch dieses
Schaggaland! Die dickgedeckten spitzen Hütten lugen so versteckt und ver-
träumt aus dem grüngoldenen Dämmerlicht der Bananenhaine hervor,
wie es das sonst nur auf den bunten Bildern der Märchenbücher gibt. Es sind
kaum zwei Schritte von den Hüttenwänden bis in den Bananenwald, aber
noch auf diesem Streifen wachsen, wuchern und gedeihen Papayos und
Apfelsinen, darunter Süßkartoffeln und Kürbisse, und dicke Ranken klettern

an den Hüttentwänden empor und hängen armlange Gurken in die niederen Lüröffnungen. Besonders steile Bodenbuckel, die schlecht zu bewässern sind, tragen winzige Wiesen. Sie liefern Gras und Klee für das Milchvieh, das die Wadschagga wohl als einziger Stamm Ostafrikas in Stallfütterung halten. Es kommt auch einmal ein Streifen Land zwischen den Bananen, mit ein oder zwei Schock Kaffeebäumchen bepflanzt; von dem Ertrag dieser Ernte kauft der Dschagga Salz, ein Hemd oder Tuch zur Bekleidung, und von dem Rest bezahlt er die Hüttensteuer. Alles übrige aber, was er braucht, erzeugt er selbst. Und er braucht vor allem Bananen. Sie sind sein tägliches und auch sein nächtliches Brot. Er kennt mehrere Duzend Sorten, welche, die er als Gemüse kocht, welche, die er brät, welche, die er trocknet und zu Mehl vermahlt, welche, die er als Leckerbissen und Nachspeise isst, welche, die er an sein Vieh verfüttert, und die Hauptsache, welche, aus denen er sein Bier braut. Gutes Bier und viel Bier!

Außerdem aber geben die herrlichen Blätter der Pflanze, die im Glanze der Tropenfonne wie silberne Spiegel blinken, die so zart sind, daß der milde Bergwind sie in flatternde Seidenbänder zerschligt, und die mit weichem Geflüster fingernde sonnendurchwirkte Schatten auf die rote vulkanische Erde des Weges werfen, dem Dschagga auch Dach- und Wandbekleidung für seine Hütte, Material für seine Körbe und Behälter, Bast zum Flechten und Binden und Stoff für wunderliche Regenmäntel und Sonnenschirme.

In den Mund wächst aber dem Neger auch auf diesem unerhört fruchtbaren Boden nichts. Alles hängt von der künstlichen Wasserzufuhr ab, und was diese sogenannten Wilden in der Anlage von Bewässerungsanlagen an Geschicklichkeit und bei ihrer Instandhaltung an nimmer endender, mühevoller Arbeit leisten, ist staunenswert.

Wir hatten schon nach zweistündigem Marsch die Kulturzone des Berges hinter uns und tauchten in den breiten Gürtel der Urwälder ein, und hier sahen wir, wie auch das schwächste, unter Farnen und Moosen versteckte Quellchen kunstvoll abgefangen, in Bambusröhren an steilen Hängen entlang, über Schluchten hinweg und mit vielen andern solcher Wässerlein vereint, in sorgsam betreuten Gräben hinab und in tausenden von Kanälchen durch die Pflanzungen geleitet wurde.

Ein größerer Gegensatz als der zwischen der lichten, heiteren Fruchtschaft, durch die wir eben gewandert waren, und dem schweren, düsteren Grau, dem melancholischen Schweigen und der einsamen Leblosigkeit der Urwälder, die wir nun betreten hatten, ist kaum denkbar. Es ist, als ob man in einer Stunde vom Äquator nach Lappland gewandert wäre.

Tommy Baldan blieb auf einmal stehen, drehte sich mit hochgereckter Nase im Kreise herum und zeigte dann rechts herauf: „Dort sind Elefanten!“ Da brach auch das Schwägen der Träger vorne ab, hinter der nächsten Wegbiegung standen sie und betrachteten ehrfürchtig und kleinlaut eine schnurgerade Gasse, die sich schräg über den Pfad hin und den Berg hinauf zog, als wäre sie von einem Halbdutzend Dampfwalzen hier durchgebrochen. „Tembo, Bana, vingi sana!“ (Elefanten, Herr, sehr viele) sagte der dicke Kameraträger halblaut und rollte die schwarzen Kulleraugen in einer so un-

sagbar komischen Weise die niedergewalzte Straße hinauf, daß die beiden Mädels in ein klingendes Gelächter ausbrachen.

Jonathan aber wandte erschrocken den Kopf ob dieses ungehörigen Lautes hier in der Nähe der riesigen Majestäten, und dann faltete der Held die Hände und schnurrte mit einer erstaunlichen Geschwindigkeit ein Vater-unser herunter! Diese Übertreibung äußerlicher Frömmigkeit ärgerte mich ein bißchen, so knuffte ich ihn noch vor dem Amen in den Rücken und befahl ihm barsch und besonders laut, die Safari anzuhalten und Brennholz für ein Kaffeefeuer herbeizuschaffen.

Tommy bekam keinen Kaffee ab; diesen Sohn eines der gewaltigsten Jäger Ostafrikas hatte es hinter den Elefanten hergetrieben, und bis zur Bismarckhütte hinauf versicherte er mir immer wieder ingrimmig, daß er vorhin zum erstenmal in seinem Leben einen Bullen mit über hundert Kilo Elfenbein gesehen hatte und gerade den nicht schießen durfte, weil die verfligten Engländer den Berg als Wildschuggebiet erklärt hatten. Da ich diese Maßnahme der verfligten Engländer als sehr vernünftig verteidigte, kamen wir in hellem Streit an der Bismarckhütte an, und Tommy sprach bis zum nächsten Morgen kein Wort mehr mit mir.

Die Hütte war in jämmerlichem Zustande, der Fußboden verfault und durchgebrochen, das Dach halb eingesunken, die Bänke und Tische und die Fensterläden herausgerissen und als Feuerholz verbraucht, der gemauerte Herd halb eingefallen und die Kochplatte gestohlen. Ich hatte schon bei meinem damaligen Aufstieg hier bei geschlossenen Fenstern und Türen und trockenem Wetter eine frostklappernde Nacht verbracht, jetzt rauschte in dem ohnehin ewig feuchten Wald ein gewaltiger Regen nieder, und durch die Löcher drang eine scheußliche, nasse Kälte herein. Das bißchen trockene Holz, was noch herumlag, wurde für das Kochfeuer verbraucht und das, was draußen wuchs, war zum Brennen ebenso geeignet wie ein nasser Badeschwamm. Nach Mitternacht gab auch der letzte jeden Schlafversuch auf, und wir saßen in Mäntel und Decken gehüllt und bemühten uns, aus einer morschen Bohle ein lächerliches Feuerchen zu unterhalten; draußen im Walde rauschte und goß es, schwer und trostlos, und dicke kalte Nebel wirbelten durch unsere unwirtliche Behausung.

Ich segnete die Erfindung des Hartspiritus, denn ohne den hätten wir auch noch frühstückslos in diese kaltriefende Welt hinaus gemußt. Es goß und schüttete in trostloser Einförmigkeit herunter, wir bekamen es aus erster Hand, denn die Säume der Wolken schleppten durch die Kronen der Bäume hindurch. Wenn ein Windstoß hineinfuhr, plantschte das Wasser gießkannenweise auf die nackten braunen Rücken der Träger herab, doch sie ertrugen es mit der gleichen Unbekümmertheit wie die Nachtaffen, die bei diesem Saunwetter die ganze Nacht hindurch mit unaufhörlichem Geschnälz, Gefächern und Gemecker ihr Wesen getrieben hatten.

Der Pfad bestand aus einer Art roter Schmierseife, immer wieder einmal schlug einer der armen Teufel mit seiner Halbzentnerlast in das tropfensprühende Unterholz hinein. Die beiden Mädchen hielten sich tapfer, aber Tommy knurrte vom ersten Schritt an wie eine gereizte Bulldogge vor sich

111 N

hin. Immerhin kommt man auch bei dieser Art Wetter mit verhältnismäßig wenig Anstrengung auf den Kilimandscharo; das Massiv des Berges bildet fast bis zum Sättelplateau hinauf eine ziemlich sanfte Kurve.

Nach zwei Marschstunden lichteteten sich die Bäume und wurden niedriger, der recht kühl gewordene Wind frischte auf und trieb allgemach die Regenvölkchen tiefer hinab, ein trockner, eisigkalter Nebel umgab uns; undeutlich sahen wir die letzten, kaum mannshohen Nadelbäume des Urwaldgürtels in dem weißen Gewoge vorüberschwimmen. Die fette nasse Humuserde des Waldes hatte einer steinigigen Grasnarbe Platz gemacht, moosbedeckte Steinplatten und seltsam geformte nackte Felsstürme wechselten mit tief eingerissenen, von durcheinander geworfenen Trümmern erfüllten Schluchten ab.

Eine flache Senke war mit Heidekraut bestanden; da die abgestorbenen Strünke trocken genug waren, um ein Feuerchen damit zu machen, so rief ich: „Halt!“, drückte dem Kameraträger den Kaffeekessel in die Hand und befahl ihm, Wasser zu holen. Doch wir hatten schon Arme voll von dem leichten Zeug verbrannt, bis er zurückkam, und zwar mit leerem Kessel. Es gäbe kein Wasser! Aus unseren Kleidern lief es noch in Bächlein herab, und die Welt um uns und unter uns schien aus nichts als Wasser zu bestehen, und der brachte mir den leeren Kessel zurück! Jetzt schickte ich vier Mann mit Wasserbehältern nach verschiedenen Richtungen aus, wir anderen verbrannten unterdessen den halben Heidekrautbestand des Kilimandscharo, aber nach einer halben Stunde waren alle Biere wieder da, und keiner hatte einen Tropfen Wasser gefunden.

Nachdem ich mich in fast einstündiger Herumkletterei selbst überzeugt hatte, daß tatsächlich in all diesen Bachschluchten, deren Gesteine vor Nässe triefen, kein Becher voll Wasser zu schöpfen war, zogen wir ohne einen wärmenden Mokka im Gedärme in dem immer heftiger und eisiger brausenden Winde und in den wildtreibenden, schneerweißen Nebeln weiter über die kahlen Höhen hinweg bergan.

Ich ging der Safari voraus, da sah ich in einer der immer wiederkehrenden Schluchten rechter Hand ein leuchtendweißes Viereck auf einem Felsen und darunter die verkohlten Äste eines Lagerfeuers. In dem Viereck war der stauenden Mitwelt in großen Lettern verkündet, daß dieses der höchste Punkt gewesen wäre, den Sir Byatt bei seiner Kilimandscharobesteigung erreicht hätte! Ich stand ein Weilchen still, schüttelte den Kopf und wunderte mich. Dann kam mir der Gedanke, daß der hohe Herr doch hier sicher nicht ohne einen heißen Tee gelagert haben würde und daß es also hierherum Wasser geben müßte. Nach einigem Herumsuchen entdeckte ich unter einer überhängenden Felswand auch richtig menschliche Fußspuren, und, diese verfolgend, stand ich nach viertelstündiger ziemlich schauerhafter Kletterei vor einem kleinen Felsloch, das bis oben hin mit klarem Wasser gefüllt war.

Ohne den Hartspiritus wären wir jedoch wiederum zu keinem Kaffee und unsere braven Mohren zu keinem Tee gekommen, denn hier war trotz allem Suchen absolut nichts Brennbares zu finden. Mit der wohligen Wärme im Bauche schvoll uns dann auch ein respektloser Mut, und Biéna schrieb

mit einem Lintenstift auf den Denkstein des regierenden Herrn: „Some damned Boers and Germans just started here“ (Einige verfluchte Buren und Deutsche fingen hier erst an), und setzte Namen und Datum dazu.

Eisigkalte, windüberbrauste und nebelumwallte Höhen, am Boden schauerndes Gras und Heidekraut, silberglänzende Strohblumen und liebliche, tiefblaue Leberblümchen, hier und da einmal ein einsam trauernder Wacholderstrauch, der Himmel eine lichtgraue Nebelmasse und die Abhänge unter uns und die Weiten des Flachlandes ein ödes, graues, wühlendes Meer von Wolken, das war alles, was sich hier in dreitausendfünfhundert Meter Höhe an Aussicht bot. Aber trotz ihrer Dichte war diese Höhenluft doch so leicht, daß ich jetzt nach vierstündigem Marsch nicht nur keine Spur von Ermüdung fühlte, sondern immer frischer und immer schneller ausschritt und bald ganz allein und den übrigen weit voraus dahinwandelte. Von dem Pfade war kaum noch etwas zu sehen, aber die Gegend hier herum hatte ich seinerzeit bei meinem sechstägigen Aufenthalt in der Petershütte bis auf jede Bachschlucht und jedes Felsgebilde gut kennen gelernt und nichts davon vergessen.

Die letzten fünfhundert Meter Steigung überwand ich in knapp einer Stunde Zeit, mir war's, als stögen meine Beine über die verwitterten, mit Algen überspomenen Gesteinstrümmer dahin. Der Nebel war jetzt so licht und dünn geworden, daß droben das tiefe Blau des Himmels hindurchschimmerte. Ein dumpfes gleichmäßiges Murmeln durchdrang die Stille des Hochgebirges, wurde mit jedem Schritt lauter und wuchs schließlich zu einem brüllenden Donnern an — da sah ich auch schon die nebelumwehten, bizarren, mit keiner anderen Pflanzenform vergleichbaren Gestalten der Johnsoniana drunten an dem gischtenden Gletscherbach stehen, und drüben auf der hohen glatten Felswand schaute die Petershütte herunter. Auf ihrem Wellblechdach blinkte die Sonne, und um ihre Wände herum wirbelten weiße Nebelschleier.

Dann stand ich vor der Lüre und sah die Sonne über dem klaren, scharfen Grate des Sattels versinken und die schwarzen Felsen des Mawenzi-Gipfels und die gewaltige Eiskuppel des Kibo in Flammen aufgehen und feierte ein stilles Gedenken an jene Stunde vor zwölf Jahren, als mir der Bote die Nachricht vom Ausbruch des Feuers hier heraufgebracht hatte, das die ganze Welt in Flammen setzen sollte —.

Es dunkelte schon, als die andern kamen; die Träger müde, aber guten Muts, die Mädels voll Begeisterung über die Tour und Tommy über die Kragelei verärgert und knurrend wie ein Leopard. Bis die letzten fünf Mann anlangten, die den Auftrag bekommen hatten, zu ihren kleinen Lasten noch Brennholz aus der Waldregion mit heraufzubringen, konnten wir allerdings kein Feuer machen und froren wie die Schneider. Aber Kälte- und Hungergefühl und sogar Tommys Gereiztheit verschwanden, als drüben über der dunklen Silhouette des Meru der Mond aufging und der unwahrscheinliche, geisterhafte Eishelm, der über dem schwarz dahingestreckten Sattel in den sternenglikernden, abgrundtiefen Himmel aufragte, in kaltem blauen Licht erglühete, ein Landschaftsbild von so unirdischem Aussehen, als gehörte es eher dem Monde oder einem anderen toten Sterne im Weltentraume an. Über

die nebelfeuchten Steine spann sich im Handumdrehen ein glitzerndes Eisgespinnst, und der Wind, der von den Gletschern herabwehte, schnitt uns messerscharf in Gesicht und Hände, aber wir standen darin und starrten hinüber und rührten uns kaum.

Endlich kamen die Brennholzträger. Wir hörten ihre nackten Füße über die eisbedeckten Wasserlachen patschen, und bald war in dem glücklicherweise unbeschädigten Ofen der Hütte ein bullerndes Feuer in Gang. Auch die Schwarzen draußen hatten vor ihrer Baracke eins angezündet, dessen funkensprühende, hochauf lodernde Flammen sicher noch von den Wapare auf ihrem fernen Berglande gesehen wurden.

Wir ließen den Ofen die ganze Nacht nicht ausgehen und hatten uns mit Decken und Mänteln wahrhaftig gut vorgeesehen, aber trotzdem bekannte jeder am anderen Morgen, daß er schändlich gefroren habe. Ein förmlich entsetzter Schrei der beiden Mädels draußen ließ mich erschreckt hinausfahren. Sie zeigten sprachlos auf den gefüllten Eimer; das Wasser darin war bis zum Boden gefroren, ein Klumpen Eis, wie ihn diese in Afrika geborenen jungen Damen in ihrem Leben noch nicht gesehen hatten.

Der nächste Tag galt den Vorbereitungen für die Gletscherfahrt. Ein Teil der Träger brach auf, um Wasser und Brennholz in die Mayer-Höhle, wo man die letzte Nacht vor der Gletscherbesteigung verbringt, hinaufzuschleppen, der andere Teil ging hinunter nach dem Urwald, um neues Holz heranzuschaffen. Ich selbst stieg mit Dumu, dem Kameraträger, fünfhundert Meter über ein Gewirr von Lavablöcken hinauf bis zum Sattelplateau und filmte und photographierte hier droben in strahlendem Sonnenschein die beiden einsamen Gipfel des Berges.

Und hier in viertausendsechshundert Meter Höhe erfuhr ich zum erstenmal in meinem Leben, was die Bergkrankheit ist. Ein rasendes Kopfweh-, Schwindel- und Ekelgefühl und eine unbeschreibliche Mattigkeit drückten mich nieder, und förmlich von Viertelstunde zu Viertelstunde konnte ich merken, wie meine Stimmung immer reizbarer wurde. Es legte sich sofort wieder, als ich abwärts, der Petershütte zu, ging, aber das Herz klopfte noch lange in unregelmäßigem Takte. Eine leise Beklemmung legte sich darum, wenn ich mir vorstellte, was es übermorgen in sechstausend Meter Höhe tun würde —!

In der nächsten Nacht wurde es noch kälter. Wenn vielleicht auch nicht mehr als sechs bis acht Grad minus herrschten, so war diese Kälte für uns, die wir aus der Steppe mit ihrer Mittagstemperatur von vierzig Grad heraufkamen, doch kaum erträglich. Wir alle litten unter Kopfweh, als wir am folgenden Tage aufbrachen, und Tommy hatte kaum die Nase zur Tür hinausgesteckt, als er wieder umkehrte, Hut und Stock hinlegte und sich mit einem mürrischen „I stay here“ (Ich bleibe hier) wieder neben den Ofen setzte. Ich begnügte mich mit einem noch kürzeren „Well!“ (Gut!) und stieg los. Nach einigem Geschimpfe mit ihrem Bruder kamen dann die beiden Mädels hinterhergeseßt.

Das Wetter war klar, mit der steigenden Sonne wurde es auch wärmer, aber dann brodelten auch gleich wieder Nebel aus den Hochmooren auf, die

wir anfangs passierten. Die merkwürdigen Johnsoniana ragten allermwärts noch aus dem Niedgras und den Moospolstern auf, manchmal in frappierend regelmäßigen Abständen; sie sehen gerade aus wie das zum Baum aufgeschossene Kraut der Ananasfrucht.

Aber, Himmel, wie schwer wurde uns das Steigen! Mir persönlich noch schwerer als bei meinem gestrigen Anstieg hier herauf; das Kopfweh sprengte mir fast den Schädel, und bei steileren Partien wurde es mir dunkel vor den Augen. Alle Viertelstunden machten wir Rast und schnappten nach Luft. Es kostete mich jedesmal eine unglaubliche Willensanstrengung, die Kinokamera einzustellen und ein wenig von dem großartigen Anblick des Marwenzli zu filmen, dessen dunkle, wildzerissene Formen sich vor uns wie ungeheure Mauern in den Himmel türmten. Rote und braune Staubmassen rieselten in seinen toten Schründen herunter, auf den winzigen Etchen ebenen Bodens, den diese Steintürme aufwiesen, lag weißblinkender Schnee. Einmal auch konnten wir durch einen Spalt, den wohl ein ungeheueres, vom Ribovulkan ausgeschleudertes Geschloß durch seine Kraterwand gerissen hatte, in die finstere Arena dieses erloschenen Feuerschlundes hineinschauen, bläulichblinkender Schnee lag darin, und hoch über seinen schwarzen Zinnen kreiste ein einsamer Adler. Allermwärts wurde unser Weg von alten Wildfährten gekreuzt; Elenantilopen und sogar Nashörner waren in dieser gewaltigen Höhe über den Berg gewechselt, sonst aber war keine Spur von tierischem oder pflanzlichem Leben mehr zu entdecken, kein Moos, kein Grashalm, kein Vogel, keine Fliege mehr.

Als wir wieder einmal wie erschlagen dahockten, kam gerade der Träger mit meinem Stahlblechkoffer vorüber, mir fiel die Dreisternpulle, die darin war, ein, und ich glaube wirklich, zum erstenmal in meinem Leben nahm ich meine Zuflucht zum Feuerwasser. Und siehe, es wirkte Wunder! Nach ein paar Minuten krabbelten wir entschlossen wieder hoch, und als Jonathan noch dazu versicherte, daß die vor uns aufragende Höhenstufe die letzte vor dem ebenen Sattelplateau sei, nahmen wir sie fast im Sturm.

Droben freilich waren wir wiederum hundert Meter höher, und wir alle drei hatten Veranlassung, immer wieder nach dem schmerzhaft hämmernenden Herzen zu greifen. Da lag sie vor uns, diese weite, so entmutigend weite Sattellebene, von rotbraun, violett und schwarzblau schimmerndem Sand und feinem Geröll bedeckt; der Wind segte hier droben mit ungehemmter Wucht einher und wirbelte tanzende Staubsäulchen über die öde Fläche, und jenseits dieser Ebene wölbten sich die blinkenden Eisrippen der Ribo-Gletscher hoch, hoch hinauf. Sie sah ganz eben aus, diese Fläche, aber seiner noch als jedes Nivellierinstrument sagten unsere Beine an, daß hier doch noch eine ganz leichte Steigung war.

Den Marsch über diese Hochebene werde ich nie vergessen! Wir torkelten und taumelten dreißig, vierzig Schritt vorwärts, dann gaben einfach die Beine nach, das Herz setzte mehrere Schläge aus und raste dann los wie ein durchgehendes Pferd; eine fürchterliche, angstvolle Beklemmung schnürte uns die Brust zusammen, wir sanken hin, rangen nach Luft und preßten die Hände an Brust und Kopf. Jonathan, der selber schon bedenklich hin und her wackelte, half uns wieder auf, ein Schluck Kognak gab neuen Antrieb

für ein paar hundert Meter Weg. Aber es war, als ob die Welt hier droben verzaubert wäre: so oft ich mich auch umsah, die düsteren Felsenmassen des Marwenzi blieben immer gleich scharf und nahe hinter uns und die Eiskuppel vor uns gleich fern.

Margret hatte das Taschentuch vorm Munde, ich sah, daß es rot war. Sie hustete und spuckte Blut, und eine Viertelstunde später lief es auch mir rot aus Mund und Nase. Die kleine Biema war noch am besten beieinander, sie stützte ihre Schwester beim Gehen.

Ich war neben einem einzelnen Felsblock in halber Bewußtlosigkeit hingeschlagen und überlegte mir, als ich wieder sehen konnte, ob ich eigentlich noch weitergehen sollte. Mir war wie zum Sterben. Da spürte ich, wie mich jählings eine Eiseskälte umsing, und erkannte die Ursache: die Sonne war hinter der Nibospitze verschwunden, und mit unheimlicher Schnelligkeit huschte der riesige, kobaltblaue Schatten des Gipfels über die Ebene daher. Ich sah ein, daß wir binnen einer Stunde die Mayer-Höhle erreicht haben oder hier draußen in der Eiskälte der Nacht unvermeidlich umkommen mußten. So mußte wieder die Pulle heran, und mit Vorwärtsstolpern, Luftschnappen, Hinfallen, Kognaknehmen und wieder Vorwärtsstolpern verging diese Stunde. Dann erlosch die letzte rotdurchglühete Eispitze des Gipfels und verschwand hinter heran jagenden Wolken, Eiskristalle stieβten aus dem Gewölk herab, ein heulender Wind peitschte sie durch die dämmernde Öde. Jetzt machte auch ein Schluck Kognak die Schwärze vor meinen Augen nicht mehr licht, mir rann das Blut unaufhörlich über die Windjacke herunter, mein Herz setzte wieder sekundenlang aus, ich schlug hin, und jetzt war mir auch der Tod durch Erfrieren gleichgültig.

Da packten mich ein paar Säuste und halfen mir auf und vorwärts, eine Laferne tanzte vor mir her und tanzte auf einen rotglühenden Punkt zu. Die Träger waren uns entgegengekommen, sie hatten die beiden Mädchen schon vor mir bis zur Höhle und an das tröstliche, unsagbar wohlthuende Feuer geschleppt.

Auch diesen armen, verfrorenen und so kreuzbraven Kerlen tat jetzt ein Schluck Feuervasser gut; Jonathan und noch ein anderer, die ebenfalls von der Bergkrankheit gepackt waren, bekamen außerdem Aspirin verordnet. Als ich mühselig und schwerfällig wie ein Matkäfer über die Felsblöcke in die Höhe hinaufkrabbelte, kam mir gleich der Raum gegen früher merkwürdig klein vor, und Jonathan bestätigte dann auch, daß das „Njumba ya mungu“, das Haus des Gottes, wie dieser Zufluchtsort von ihnen genannt wird, vor mehreren Jahren teilweise eingefallen wäre. Margret, der ich hinaufhalf, hörte das, drehte sofort um und erklärte, daß sie unter keinen Umständen hier schlafen würde, sie hätte keine Lust, sich lebendig begraben zu lassen. Mir fiel das bloße Atemholen schon schwer genug, noch viel mehr aber das halbstündige Zureden, das es brauchte, um sie von dem Selbstmordgedanken abzubringen, draußen in dem eisigen Sturme von vielleicht zehn Grad unter Null schlafen zu wollen. Es gab viel halsstarriges Gerede, dann einen Weinkrampf und zuletzt ein kaum zu stillendes Nasenbluten — nervöse Geschichten, die mit der Bergkrankheit zusammenhängen und deshalb zu ent-

schuldigen sind. Schließlich brachten wir sie dazu, daß sie sich wenigstens im Windschutz des Einganges ihr Lager machen ließ.

Wir anderen, Schwarz und Weiß durcheinander, rollten uns so eng als möglich zusammen, in der Mitte versuchte ein glosendes Feuer die Eiskellerluft erträglich zu machen und die Schneekristalle der Felsendecke, die uns fast auf die Gesichter hing, abzuschmelzen. Dann verbrachten wir den größten Teil der Nacht mit einem frierenden Dahindämmern, einem angst- und qualvollen, schweren Träumen. Draußen heulte der Sturm und blies durch die Ritzen der Felsblöcke herein, daß Funken und Asche stoben und der Rauch uns manchmal fast erstickte. Ab und zu schrie einmal ein Träumender gellend auf oder röchelte in quälender Atemnot, als ob er sterben wollte.

Gegen drei Uhr machten wir aus dem lauen Wasser, das hier oben bei ganz niedriger Temperatur schon gekocht hatte, einen niederträchtig schmeckenden Kaffee und taumelten bald nach vier Uhr dann schlapp und zerschlagen in die Welt hinaus. Es war ganz windstill, und der Himmel war klar geworden; er wölbte sich über uns in unbeschreiblicher Schönheit, ein strahlendes Wunder von erhabener Pracht. Weiß, rein und groß leuchteten die Heerscharen der Sterne in ruhigem Glanze herab, der Mond war untergegangen, aber trotzdem geisterte ein grauer, scharfer Schatten vor meinen Füßen her, ich wandte mich um und sah staunend in die Venus hinein. Wie eine Bogenlampe hing sie droben in dem nächtlichen Raum, der auch jetzt noch in ganz tiefem Dunkelblau leuchtete. Vor uns schimmerten die Eisströme der Gletscher; schwer auf die Stöße gestützt, gingen wir, oder richtiger gesagt, krochen wir im Schnecken tempo darauf zu. Dreißig, höchstens vierzig Schritt, dann mußten wir stehen bleiben und Atem holen, bei der nächsten Pause uns wenigstens fünf Minuten hinsetzen und das Herz, das wie ein leerlaufender Motor arbeitete sich wieder beruhigen lassen.

Dann hob sich die Sonne aus dem Wolken- und Nebelmeer, das Gestein des Mawenzi erstrahlte in feuriger Glut, eine ungeheure Nebelwolke stieg aus dem Riesenschlote seines Kraters auf, — so mochte er in seinen vulkanischen Jugendtagen ausgesehen haben. Die Gletscher des Kibo blinkten vor uns weißblau und silbern, tiefe grüne und blaue Schatten lagen in den Falten seines Eismantels, der Himmel war klar wie Glas.

Wir gingen über Sand und loses Geröll in starker Steigung auf eine Art Rampe zu, die sich von links herüber um den Raßelgletscher schwang. Vor zwölf Jahren war sie viel weniger deutlich in dem Hange abgesetzt gewesen, der Gletscher reichte damals tiefer herunter und hatte sie unter seinen Eismassen begraben. Es ging immer scharfer bergan, aber unerklärlicherweise fiel mir und auch meinen beiden Begleiterinnen heute das Gehen nicht so unendlich schwer wie gestern.

Wir hatten uns wieder einmal alle in strahlendem Sonnenschein ein wenig niedergesetzt, da zog eine mit unfassbarer Ploglichkeit aus dem Nichts gekommene Nebelwolke über uns hin und schüttelte einen Schauer von Eisnadeln auf unsere zusammengekrümmten Gestalten herab; das Gestöber funkelte im schrägen Sonnenlicht wie ein Regen von Diamantstaub. Die Wolke blieb auf einer Gletschertage hängen, Jonathan sah hinüber und

18

grunzte etwas vor sich hin. Dumu, der immer noch getreulich mit der Kamera nebenher gestolpert war, murmelte auf einmal: „Nachoka kabiza, Bana!“ (Ich kann nicht mehr, Herr!), stellte die Kamera vorsichtig in den Sand, warf sich lang hin und zog seine wollene Pudelmütze über das Gesicht herab, eine Bewegung, wie ich sie so oft, so oft, bei sterbenden Askari gesehen hatte.

Ich gab ihm einen Schluck Kognak und befahl ihm, sofort zur Höhle zu seinen dort wartenden Genossen zurückgehen. Jonathan nahm nun die Kamera auf und wackelte damit hinter mir her. Wieder ein paar hundert Schritt weiter drang ein schwacher Ruf durch die unendliche Leere, Biena rief mir zu, daß ihre Schwester nicht weiter könne. Die ging langsam hinter Dumu hinab, ich kroch mit Biena weiter, nahm Jonathan, der aschgrau im Gesicht ausah, die Kamera ab und schleppte sie selbst weiter.

Schritt für Schritt kämpfte ich mich hinauf, Blut drang mir wieder aus Nase und Mund, zuletzt auch aus den Ohren. Vor mir ragte ein dunkles Felsgebilde aus violettstimmerndem Sande, es sah aus wie eine indische Lingam-Statue; dort wollte ich hinauf, um erst einmal das Gletscherpanorama zu filmen. Auf dem ersten Absatz aber wurde es mir dunkel vor den Augen, ich kollerte mitsamt meiner Kamera wieder herunter und blieb ohne Besinnung liegen, ich weiß nicht wie lange.

Als ich die Augen aufmachte, sah ich Jonathan ein Stückchen unter mir hocken und hörte seine murmelnde Stimme herüberdringen, er schien wieder Gebete herunterzuleiern. Von Biena aber konnte ich zu meinem Schrecken nichts entdecken. Ich rief nach ihr, rief nach Jonathan, aber meine Stimme war so schwach, verhallte so völlig in der absoluten Stille und Leere, daß sie nicht einmal bis zu ihm drang. So gab ich schweren Herzens etwas von der so mühsam errungenen Höhe auf, rutschte einfach auf dem Hofenboden über Sand und Kies hinab und sah Biena dicht unter mir sitzen. Mein Ruf erreichte sie nicht, wohl aber ein geworfener kleiner Kiesel, sie stand auf und kam langsam auf mich zu, ihr Gesicht war schneeweiß und ihre Lippen ganz blau. Als nächstes sahen wir erst einmal alle drei andächtig durch die Kognakpulle. Ich riet dann dem Mädcl zurückzugehen, aber sie schüttelte den Kopf und stapfte energisch weiter.

Mit mächtigem Geschnause und Brustbeklemmungen, die sich manchmal bis zu einer Art Herzkrampf steigerten, eroberte ich den Lingam nochmals. Der vollständig apathisch gewordene Jonathan raffte sich erst, nachdem ich ihn ein paar Minuten lang mit Kieseln bombardiert hatte, endlich dazu auf, mir die Kamera heraufzureichen, und, hin und her wackelnd wie ein Kuhschwanz, stand ich droben und filmte das Gletscherpanorama. Gerade als ich fertig war, sah ich Biena, die langsam weitergegangen war, plötzlich stumm vornüber fallen und liegen bleiben, und gleichzeitig wälzte sich wie eine ungeheuerliche Schlange ein dickes graues Bewölk um die östliche Seite des Raßelgletschers herum und bedeckte ihre kleine thakibehoste Gestalt.

Ich stand und sah auf sie hin, wohl wissend, daß es jede Sekunde zu spät sein konnte, sie noch zu finden, daß hier oben Schneestürme losbrechen, fast aus dem blauen Himmel heraus, und in Minutenabstand hinter bremender Sonne her die steingerstrenge Kälte des Weltalls eilt. Aber ich war

plötzlich wie gelähmt und erstarrt, als könnte ich nicht zehn Schritt mehr gehen, nicht einen mehr, als wäre mit einem Schläge das letzte Restchen von Kraft aus Muskeln und Gehirn verschwunden, mein Körper nur noch leere Haut. Eine fürchterliche Gleichgültigkeit überkam mich: nur hinwerfen und liegen bleiben und sonst nichts mehr —.

Es waren wohl kaum zehn Sekunden, die ich lang ausgestreckt lag. Windgetriebener pulbriger Schnee peitschte über mein Gesicht. Der Sturm heulte und schrillte in den Eislüften wie ein gemartertes Tier. Aber diese paar Sekunden völliger Ruhe genügten mir, um die gänzliche Gleichgültigkeit, dieses gefährlichste Symptom der Bergkrankheit, abzuschütteln. Rascher, als ich es je in dieser Höhe fertig gebracht hatte, war ich dann droben bei ihr und brachte sie mit einem Tropfen Schnaps wieder auf die Beine; und als aus dem wehenden Gestöber die zusammengekrümmte Gestalt Jonathans auftauchte, wies ich den beiden stumm die Richtung abwärts an. „Bana, barafu!“ (Schnee) murmelte er warnend und zeigte mit der frostbebenden Hand auf neue dunkelgraue Wolkenmassen, die pfeilgeschwind heranfliegen.

Einen Augenblick war ich unschlüssig — sollte ich wirklich nicht auch ein zweites Mal allein auf den Kibo gehen können — aufgeben, hier vor den letzten sieben- oder achthundert Metern? Nein, das Wetter konnte ebenso plötzlich wieder schön werden, und in der Zwischenzeit konnte ich mich ausruhen! Der Wind schnitt mir bis ins Mark der Knochen hinein. Ich drückte mich so weit als möglich in eine Felsnische und versuchte, ruhig und tief zu atmen, aber eine schaurige Kälte durchdrang mich sofort auch von unten her, tastend stellte ich fest, daß ich auf blankem Eise saß. Mein Körper wurde von dem Frost förmlich hochgeworfen, die Rüstern froren mir zu, und der rasende Sturm riß mir das bißchen atembare Luft vorm Munde weg. Nach einer Minute schon mußte ich, daß ich jetzt entweder vor- oder rückwärts mußte, auf jeden Fall aber nicht länger sitzen bleiben durfte.

Mit beiden Händen an einen Grat geklammert und weit vorgebeugt gegen die Wucht des Sturmes, stand ich draußen und startete in stummer Wut in die unendlichen Wolkenmassen hinein, die aus der Tiefe des Himmels angezogen kamen — vor einer Stunde, vielleicht auch zwei und drei, hörte das nicht auf, und bis dahin war ich zehnmal tot! Da schulterte ich das Stativ meiner Kamera und schritt, vom Winde gejagt, abwärts.

Ein zweiter Versuch, auf den Gipfel zu kommen, war unmöglich, wir mußten heute noch zur Petershütte zurück, weil wir nur noch bis zum Abend Feuerholz in der Höhle hatten, und von der Hütte nochmals heraufzugehen, hatten wir nicht Lebensmittel genug bei uns. Schon kurz hinter jenem lingamförmigen Felsen kamen mir Dumu und Ulimali mit einer brennenden Laterne, tief gebückt gegen das Gefüge des Schnees, entgegen. Ich wußte, was das für Neger heißt, und habe es den beiden nie vergessen.

Bis gegen drei Uhr Nachmittag schliefen wir alle miteinander in der Höhle wie die Ragen, verbrannten das letzte Feuerholz für einen letzten allgemeinen Kaffee und brachen bei glänzendem Sonnenschein und unbewegter Atmosphäre dann zum Rückmarsch auf.

Die funkelnden Gletscher des Kibo standen still und groß und feierlich im blauen Himmel, und so nahe, so höhrend nahe schimmerte der kleine weiße Knauf der Spitze herunter! Mir war's, als sollte ich meine Kamera herausschleudern. — Ich weiß nicht warum, aber ehe ich mich abwandte, sagte ich hinauf: „Auf Wiedersehen!“

Von der Welt des Flachlandes war nichts zu sehen. Sie war überflutet von einem Meer von Wolken, das keine Küsten hatte. In ewigem Bewegen wallte und wogte es darin, Formen tauchten auf und verschwammen wieder, um neuen Platz zu machen — vielleicht sind es Modelle eines träumenden Schöpfers. Wie eine verlorene Insel ragte das Hochgebirge aus diesem Ozean auf, eine abgeschlossene seltsame Welt, großartig einfach in ihren Linien. Zur Rechten die wundervollen Formen der Kibokuppel, zur Linken die finsternen Riesentürme des Matwenzi, dazwischen die tischebene, in matten Farben schimmernde todeseinsame Fläche des Sattels, darüber, dahinter und darunter Himmel und Wolken und sonst nichts.

Mit den aufblühenden Sternen kamen wir wegmüde, hungrig und vor allem durstig in der Petershütte an, tranken kübelweise allen vorhandenen Tee und Kaffee weg, verschlangen jeder zwei oder drei Rumpsteaks und legten uns, ohne auch nur ein Wort noch zu verlieren, schlafen.

Ich selber wachte allerdings schon nach einer Stunde wieder auf und blieb dann wach bis zum Morgen — die Anstrengung war zu groß gewesen.

Ohne Beschwerden und Zwischenfälle kamen wir am anderen Nachmittag bereits in der ebenfalls zu dreiviertel Teilen gestohlenen Johanneshütte an, verbrachten hier am Rande des Urwalds mit einer herrlichen Alm vor Augen, die ein einziges Wunder von gleicherweise märchenhaft großen und bunten Blumen und Falkern war, einen stillen, schönen Nachmittag und eine Nacht voll guten, tiefen Schlafes und zogen am andern Morgen auf kaum noch erkennbaren Pfaden in den Urwald hinein.

Gegen Mittag wurde es düster in den feuchten grauen Gründen, wässrige Nebel zogen durch das Gewölbe der Kronen und sanken als feiner Regen endlos hernieder. Die schlüpfrigen Pfade wurden immer ungangbarer, immer häufiger glitten wir aus, oder schlug ein Träger mit seiner Last polternd über Wurzel und Steine; aber schlechtthin höllisch wurde erst das Gehen, als es einer Elefantenherde eingefallen war, gerade hier auf unserem Pfade bergab zu ziehen.

Da bestand der Weg nur noch aus einer zusammenhängenden Kette von zehntausend Sitzbadewannen. Eine jede war mit lehmiger, roter Brühe bis an den Rand gefüllt. Einige Wasser hatten eine grünliche Färbung und noch dichtere Konsistenz und rochen wie medizinische Bäder — da hinein hatten die Elefanten ihre kopfgroßen Badetabletten gelegt. Und gerade in eines von ihnen fiel die Kiste, die all meine Kiboaufnahmen enthielt — —.

In Moschi habe ich sie dann notdürftig wieder getrocknet und, da mir kurz darauf das Schicksal eine lange Zeit des Häuslichseins bescherte, sie, wenn auch mit hoffnungslosem Herzen, doch noch alle entwickelt. Herausgekommen ist keine einzige ...

Merufahrt

Als ich droben am Fuße des Rakegletschers auf dem Kilimandscharo saß und nicht hinauf- und vorläufig auch nicht wieder hinunterkonnte, weil das Herz nicht mehr wollte, guckte ich still und betrübt auf den afrikanischen Kontinent hinab. Da hoben sich die schweren Wolken im Westen und machten eine riesige Form aus glühendem Gold frei, den Meruberg.

Ich blickte lange darauf hin, nie war ich früher auch nur in seine Nähe gekommen, und mein Gehirn begann Bilder zu malen von alledem, was ich schon ehemals über ihn gehört hatte. Ich sah die Säulenstämme seiner dämmernden Fiedernwälder in den Himmel wachsen, blickte in seine abgrundtiefen, dunklen Schluchten, in denen Wildwasser zu Tale schäumen, sah in das ungeheure Halbrund seines Kraterkessels, eingeschlossen von 2000 Meter hohen, wandsteilen Felsmauern, deren schneeblühende Gipfel sich in den Tümpeln der Hochmoore im Kesselgrund spiegeln, sah Elefanten und Nashörner sich in dem goldbraunen Wasser fuhlen, hörte dumpfes, unterirdisches Murren aus dampfenden Spalten dringen und erblickte mich selbst, überschauert von der Freude am Entdecken, durch dieses weltverlorene, nur von Riesenpflanzen und Riesentieren und den Feuerkräften des Erdinnern belebte Hochland dringen. Ich würde es können, 3700 Meter würde das Herz aushalten, also hinauf!

In Herrn L. fand ich einen Berggefährten wie er sein muß; er hatte ehemals eine Kaffeepflanzung direkt am Meru besessen und im Kriege einen Posten hoch droben am Berge befehligt. Wir brachen von seinem am Engare Nairobi-Fluß gelegenen Hause aus auf. Die acht Negerlein, die uns begleiten sollten, zwei Diener, ein Koch und fünf Träger, hatten sich schon am frühen Morgen auf den 45 Kilometer langen Weg gemacht, und wir beide stiegen gegen Mittag in das Ford-Auto eines benachbarten Burenfarmers und sausten über die tennenflache, heißstaubige Steppe davon.

Das Auto wird, wie ich bereits berichtete, heutzutage schon sehr, sehr viel in jenen großen Einsamkeiten benützt. Menschen, die das alte, einzige Fortbewegungsmittel des äquatorialen Afrika, das Marschieren mit einer Träger-Safari kannten, müssen darüber ein bißchen traurig sein, doch aufhalten läßt sich hierzulande diese Entwicklung ebensowenig wie allermwärts.

Jenseits der großen Straße, die von Moschi nach Nairobi, der Hauptstadt der Kenya-Kolonie, führt, beginnt jenes merkwürdige Hügelgelände, das wohl eines der eigenartigsten Landschaftsbilder der Erde darstellt, eine

17

meilenweite, durchweg ebene Fläche, die mit Hunderten und Tausenden von winzigen Hügeln besät ist. Es gibt keinen anderen Vergleich als den mit unzähligen Warzen auf einer glatten Menschenhaut. L. deutete auf diese von Wind und Wetter in den abenteuerlichsten Formen zernagten und zertrassenen Felsgebilde und sagte: „Da liegt die Hälfte des Meru, die dort oben fehlt! Sie sehen, daß der Kraterwall nach unserer Seite hin offen, nur noch ein Halbkreis ist. Der andere Teil wurde bei einem letzten Ausbruch des Meru, der an Fürchterlichkeit wohl alles uns Menschen Bekannte oder überhaupt Vorstellbare übertroffen hat, in die Luft gesprengt und ist hier in Gestalt von ein paar tausend glühenden Felsbrocken heruntergehagelt.“

Ich blickte über das Trümmerfeld hin, schaute dann hinüber auf die wilden, finsternen Formen des Meru und versuchte mir vorzustellen, welche Kräfte wohl dazu gehört hatten, aus jener blauen Ferne einen Schwarm von Felsstücken herüberzuschleudern, von denen die meisten den Umfang eines ausgewachsenen, vierstöckigen Hauses hatten.

Es war gerade die heißeste Zeit des Jahres; die Luft hatte wirklich ungefähr die Temperatur eines gut geheizten Backofens, sie war kaum noch zu atmen. Grau und staubig, wie zu der Zeit alles in der Natur, tauchten vor uns die Gebäude einer Burenfarm auf. Vorbeifahren gilt in Afrika als Beleidigung; so mußten wir herunter und den unvermeidlichen Kaffee, ein Stück Kuchen und schätzungsweise zwanzigtausend Fliegen über uns ergehen lassen. Ein schwächliches junges Mädchen mit Gretchenfrisur rückte uns Stühle hin, dann erschien mit einem dampfenden Brett die Mutter, eine Walkürenfigur, die aber mit zwei ganz unvulkürlichen Hängezöpfen schlenkerte. Als jedoch der graustopplige Hausvater Jakob von seiner Viehweide hereinkam und das schwächliche junge Ding als seine Frau und die Walküre als seine vierzehnjährige Tochter vorstellte, fiel ich ob dieses Naturwunders beinahe vom Schemel. Nach einer Höflichkeitsviertelstunde drehte dann unser Fahrer seinen lebensmüden, alten Ford wieder an, und wir knatterten mit erheblichem Getöse weiter, dem Meru zu, der sich immer mächtiger und auch immer finsterner und unheimlicher vor uns erhob.

Eine einzelne Baum- und Buschreihe rückte näher, der Galeriewald des Engare Nanjuki-Flusses. Sein Bett war eingesaßt von einer Kette brackiger Sumpflöcher, der Boden dazwischen schimmerte von rost- und kupferroten, weißlichen und ockergelben Ausscheidungen; das waren unverkennbare Anzeichen, daß wir uns vulkanischem Boden näherten. Zwischen schillernden Lachen rauschte giftiggrünes, hartes Riedgras im heißen Steppenwind. Ein oder zwei Kilometer noch hopste der brave Ford über Geröll und Felsstufen hinweg, pflügte durch natronduftenden, breiigen Sumpf, der sich wie braune Salbe zwischen die Radfelgen schmierte, dann gab er mit wütendem Bocken das Remmen auf. So stiegen wir in die Salbe hinein, sagten unserem Fahrer „cheerio!“ (lebe wohl) und machten die letzten drei Kilometer bis zu der Farm van ter Merwe, die wir als erstes Nachtquartier ausersehen hatten, zu Fuß.

Ein Schwarm weißer Reiher flog vor uns hoch, eine Sporengans glaubte sich ungesehen und kuschelte sich ins Ried, Antilopenfährten in schwerer Menge kreuzten den kaum angedeuteten Pfad. Dicht vor uns türmten sich die dunklen Felsmassen des Meru himmelhoch, in seinen Schlünden wechselten Scharen von Elefanten und Nashörnern, und ich dachte mit Wehmut an meine beiden Gewehre — die in L.'s guter Stube hingen! Der Meru ist nämlich Wildschußgebiet, nichts darf auf seinem Gelände geschossen, es darf nicht einmal mit einer Waffe betreten werden.

Wir gingen stumm nebeneinander her, die unendliche Melancholie und Düsterteit der Gegend hatte uns sehr bald unter ihren Einfluß gebracht. Eine Reihe hoher, dünner Eisenholzbäume zog sich vom Fluß herauf, sie begrenzte ein Maisfeld, das von Zebras und Elenantilopen böß heimgesucht war; aus einem Viehkral dahinter erhob sich bei unserem Vorbeigehen brausend eine Wolke von Fliegen, dann wurden ein paar schmutzige Kinder sichtbar. Sie sprachen uns in Kisuaheli an, Vater und Mutter seien nicht anwesend. Als dann noch einige weitere Nachkommenschaft zusammen mit einem Duzend struppiger Köter aus allen Öffnungen des windschiefen Wohnhauses herausquoll, ließen wir die Hoffnung auf ein Nachtquartier unter Dach fallen, steuerten einem Apfelsinenwäldchen zu und setzten unsere vorausgegangenen Mohren, die sich hier an den Früchten gütlich taten, in Bewegung, um einen Lagerplatz zu säubern. Ich stellte erleichtert fest, daß das durchrinnende Wasserlein nicht nach Natron schmeckte und daß demnach ein trinkbarer Kaffee in Aussicht stand. Ergeben froch ich mit in meines Begleiters winzig kleines Zelt, das er seine Hundehütte nannte, und schlief prachtvoll darin. Draußen schnarchten unsere Träger, murmelte das Bächlein und rauschten die Drangen- und Eisenholzbäume im Nachtwind.

L. war am anderen Morgen schon vor mir wach und weckte mich durch einen entzückten Schrei draußen vorm Zelt. Ich folgte seiner ausgestreckten Hand und sah die hohen Zinnen des Meru vor goldigglühendem Morgenhimmel in frisch gefallenem Schnee blinken — das bedeutete Aussicht auf gut Wetter.

Nun ging es eine gute Stunde lang neben dem brausenden und gischenden Engare Nanjuki sachte bergan, über ein wahres Saatbeet von niederträchtigen kopfgroßen Steinen hinweg. Ein Blick in das ganze Halbrund des Kraters öffnete sich und wurde mit der Kamera festgehalten. Dasselbe Schicksal widerfuhr einigen nichtsahnend am Wege hochenden Masaikriegern, die ich tückischerweise in ein Gespräch verwickelte und dabei meuchlings unter dem Arm hervor photographierte. Auf einer Baumstammbrücke überquerten wir darauf den Fluß und stiegen nun steil aufwärts.

Die letzten Wolkenfetzen, die sich lange an den Felsmauern hin und her gedrückt hatten, zerstoßen in der tiefen Bläue des Himmels, und ein unsagbar erquickender Wind wehte von den Wäldern herunter, die sich schwarzgrün über uns türmten. Aber alle die vorgelagerten steilen Hügel, über die wir jetzt kletterten, boten ein jammervolles Bild: es waren wüste Felder von schwarzgekohlten und weißgebleichten Baumleichen. Hier hatte einer jener Waldbrände gewüthet, die manchmal in wenigen Stunden mehrhundertjährige Waldbestände zerstören.

1105

Schon nach zweistündigem Steigen erreichten wir das sogenannte Forsthaus, unser Tagesziel. Es liegt auf einer vorspringenden Felsnase und nur wenige Meter hinter ihm zog sich hier scharf die Grenze, bis zu der das Feuer gewütet hatte. Als eine grau-grüne, abwehrend geschlossene Wand schwang sich von hier aus der Urwald über Grat und Kluft um den Berg herum. Unendlich weit und frei war der Blick über die goldgelb und silbergrau schimmernde Steppe nach dem riesigen Massiv des Kilimandscharo hinüber. Ein Kranz schneeweißer, balliger Wolken schwebte hoch droben an seinen dunklen Flanken, darüber hing eine silberne Glocke im blauen Welt-raum, der Eishelm des Ribogipfels. Rings um unsere Waldhütte donnerten Wasserfälle dumpf in unbekannte Schluchten hinab; aus den grauen Liefen der Wälder scholl das klägliche Kinderwimmern von Nashornvögeln — sonst herrschte tiefe, tiefe Stille.

Das Forsthaus selbst kam als Nachtquartier für uns nicht in Frage, denn es wurde augenscheinlich von den schwarzen Wildhütern der Regierung gelegentlich benutzt. So ließen wir einige Leute hinter dem Hause einen Fleck für das Zelt säubern und ebnen, mit den andern gingen wir sofort auf die Wasserfuche. Nichts von dem, was ringsum in den Abgründen brauste, konnten wir für unseren Kaffeekessel brauchen, denn alles Wasser, das von der Höhe des Berges herunterkommt, ist natronhaltig. Kazimoto (Heiße Arbeit), einer meiner eigenen Leute, ein unermüdlicher Bursche voll verschmizten Humors, entdeckte aber bald eine köstliche kleine Quelle unweit der Hütte. Dann drangen wir mit Buschmessern in den wildverwachsenen Wald und suchten den Pfad, der bis 1914 von der Hütte aus aufwärts geführt hatte. Nach vierstündiger müster Arbeit hatten wir ihn gefunden, und als wir verschwitz und zerrissen wieder auftauchten, kam ein fremder Schwarzer mit einem Briefe an, in dem uns ein drunten lebender Farmer aufforderte, den Abend bei ihm zu verbringen. L. nahm an, ich lehnte ab, und so verbrachte ich nach einem Mahle, das aus Schafleber und gebratenen grünen Pferdebananen bestand, einen Abend in köstlicher Einsamkeit.

Die Wildwasser donnerten ringsum in schwarzen Schlünden; Insekten schwirrten um die Laterne, Milliarden von Zikaden geigten, daß die Luft ein einziges dröhnendes Summen war, und im dunkelblauen Samt des Nachthimmels leuchteten weiße Sterne. Ein schwerer Fallwind rauschte durch die hohen Zedern, und die unter seinen Stößen aufplackernden Flammen des Feuers beleuchteten für einzelne Augenblicke die nackten Glieder der darum hochenden Schwarzen; ein toter Stamm, mit leise wehenden Flechtenbärten behangen, stand hellgrau wie ein Gespenst im Dunkel, und mir kamen Erinnerungen von Hunderten solcher Abende hier in diesem Lande, damals als der Sturm des Krieges über seine Einöden fuhr und uns wie Spreu darin hin und wider trieb. Sie waren lang und einsam, diese Abende und Nächte, und man konnte schon ein wenig besinnlich werden dabei. —

Trotz dem Schutze, den uns der Wald bot, riß der wilde Bergwind über Nacht beinahe unser Zeltchen weg. Außerdem war es hier in 1700 Meter Höhe schon recht empfindlich kühl; so gab es für diesmal nicht viel Schlaf.

Frühmorgens gegen halb acht, als sich die dichten Nebel, die aus den Wäldern dampften, schon ein wenig gelichtet hatten, zogen wir wieder los. Der erste Teil des Weges war furchtbar. Hier erschwerten unser Vordringen in die Höhe geschossene Stauden und Büsche, die sich im ungestümen Daseinskampfe mit den kreuz und quer umgestürzten und halbverkohlten Riesenstämmen der Urwaldzedern den Boden erobert hatten, dort noch völlig vegetationslose Flächen, die mit Felstrümmern, wild durcheinandergeschmetterten und verfilzten Stämmen und Astwerk ein schier undurchdringliches Verhau bildeten. Gelegentlich waren Gassen durch dieses Chaos gebrochen, die Wegbahner waren Elefanten und Nashörner gewesen. Immer und immer wieder stießen wir auf ihre alte und manchmal auch ganz frische Losung.

Dann kam der Urwald, dämmernde Hallen, graue, von Moosen und Flechten bedeckte Säulen, die Kronen zu dichtem Dache verwoben, reingeformte Farne zwischen den wie Riesenschlangen kriechenden Wurzeln, das Ganze durchflossen von grüngoldenem Licht.

Auf einmal verstummte das muntere Schwagen unserer Leute, ein fernes dumpfes Krachen drang durch den Wald. „Lembo“ (Elefant), flüsterte Mtonja; mein Koch, halbblau hinter mir und zeigte in die Tiefe des Waldes. „Haizuri“ (macht nichts), sagte ich lächelnd und stieg gelassen vorwärts. Aber es war eine unverschämte Lüge, denn mir war durchaus nicht ruhig ums Herz. Schweigend gingen wir weiter, ruckten aber alle nervös mit den Köpfen hoch, als sich plötzlich unmittelbar neben uns ein schweres Rauschen in den Baumkronen erhob. Doch es waren nur Colobus-Affen, samtschwarze, mit wundervollen langen, schneeweißen Schulter- und Schwanzbüscheln geschnüßte Gefellen, die grunzend durchs Geäst sprangen.

Das Krachen und Brechen rechts vor uns wird stärker, scheint näher zu kommen, ich höre, wie Razimoto zum eigenen Troste vor sich himmelmelt: „Amri na mungu“ (wie Gott will). Fast unhörbar gehen wir auf den seidenweichen Moospolstern dahin, jetzt bekomme ich auch den kennzeichnenden, scharfen Geruch der Elefanten in die Nase, doch sichtbar werden sie nicht. Duftende Nadeln rieseln von den Bäumen, große, feuerrote Blumen glühen im Gründunkel, sie sehen fast aus wie Chrysanthenen; ein handspannbreiter, bunt leuchtender Falter schwebt wie ein Märchentraum durch die Stille.

Nun kreuzen wir wieder einen Dickhäuterwechsel, unsere Leute bücken sich darüber, weisen auf flache, waschzuberggroße Eindrücke und berichten, daß die Elefanten hier vor einer halben Stunde heranzumarschirt sind. Der Weg wird steiler, hier und da ragen zwischen den Stämmen klobige Felsblöcke auf, wir winden uns keuchend bergan, und sachte wird das Geräusch der äsenden Elefanten hinter uns schwächer und erstirbt schließlich ganz. Aber noch immer werden die Scharplätze von Nashörnern rechts und links vom Pfade häufiger; ich bin innerlich jeden Augenblick gefaßt, daß plötzlich einer dieser grauen Steinblöcke ringsum lebendig und zu einem Nashorn wird und mit der Wucht und Geschwindigkeit einer Schnellzugslokomotive zwischen

M

uns rast. Diese unberechenbaren Riesen haben neben anderen Eigentümlichkeiten auch die, ihre Lösung nach vollbrachter Lat stets durch ein Scharren der Hinterfüßen in alle Winde zu zerstreuen.

Vor uns erhob sich eine steile Falte, fast so regelmäßig geformt wie der Wall einer Burg. L.'s Höhenbarometer zeigte 2200 Meter; es konnte also noch nicht jener Wall sein, der als letzter Rest der in die Luft geflogenen Kraterwände hier auf dieser Seite des Berges stehen geblieben ist. Jenseits öffnete sich ein breites Flußthal, ein rasch strömendes, flaches Wasser polterte hindurch. Zu einem wohlthuenden Fußbad war das Natronwasser immerhin geeignet. Wir machten an seinem Ufer eine Mittagsrast und brachen gegen zwei Uhr wieder auf.

Ganz selten nur einmal öffnete sich über unseren Köpfen ein Durchblick auf die himmelhohen Kraterwände, die langsam näher rückten. Immer noch herrlicher wurden die Tempelhallen des Jedernwaldes um uns, noch weicher der Bodenteppich, noch glühender die Farben seiner Blumen, noch leichter und duftiger die Atmosphäre. Zulezt setzte sich unser Pfad nur noch in Nashorn- und Elefantenwechsell fort, die stellenweise mit trockenem Mist wie gepolstert waren. Sie liefen natürlich in alle Himmelsrichtungen auseinander und führten uns mehr als einmal rechts oder links am Berge entlang oder gar wieder talab. Wir verloren damit viel Zeit, und gegen fünf Uhr war noch immer nichts von der Nähe des Kraterwalles zu bemerken; so steuerten wir durch eine enge Bodenspalte, deren steinerne Wände von den seit Jahrhunderten hier durchschreitenden Dickhäutern blank und glatt geschliffen waren, auf eine Lichtung zu, um dort Nachtlager zu machen.

Es war eine ganz eigentümliche Stelle; der Boden bestand aus hellgrauem, vulkanischem Luff, der kaum ein grünes Halmchen trug, und die ganze Atmosphäre war erfüllt von einem seltsamen, dumpfen Geräusch. Seine Ursache entdeckten wir bald in einem Bach, der sich einige Meter oberhalb in ein Loch stürzte und unterhalb der dünnen Haut der vulkanischen Blase unterirdisch weiterlief, um erst am Ende der Lichtung wieder zutage zu treten. Durch diese einzige halbwegs ebene Stelle, die für unser Zelt in Frage kam, liefen gleich zwei stark begangene Nashornwechsel nebeneinander. L. zeigte mit seinem Bergstoc stumm auf diese beiden unheilvollen Straßen, spuckte nachdenklich aus, ging dann an die Stellen, wo die Wechsel aus dem Walde traten und wieder hineinführten, und kam nach ein paar Minuten schmunzelnd zurück: „Ich habe den Brüdern den Weg verefelt —!“

Mtonja, mein Koch, ein riesiger Kerl, trieb mit einem schweren Stein die Zeltpföcke in den Boden. Plötzlich hörten wir einen erschreckten Ruf, der Goliath prallte zurück und setzte sich gleich vor Schreck hin. Ich trat hinzu und guckte kopfschüttelnd in ein Loch, auf dessen Grunde eine dunkle Flüssigkeit blinkte — die Haut der Blase war so dünn, daß sie Mtonja mit einem Stein einfach durchgeschlagen hatte! Was da unten floß, war der Bach von oberhalb. Wir steckten einen Pfropfen von Luffstein in das Loch, und ich gab Anweisung, die Zeltpföcke einfach mit schweren Steinen fest-

zulegen; sonst hätten uns unsere Leute schließlich noch den ganzen Lagerplatz zertrümmert.

Es wurde schon vor Sonnenuntergang dunkel; schwere graue Wolken wälzten sich von unten herauf und hüllten uns in einen kalten, ungemütlichen Dunst. Einzelne Tropfen fielen, irgendwo in unserer Nähe rollte und grollte ein Gewitter, der von den Blitzen erleuchtete Nebel warf auf den Waldrand ein gespenstisches Licht. Mit eiskalten Händen und Füßen krochen wir nach einem mäßigen Abendbrot in unsere Hundehütte; die frierenden Neger draußen hatten sich ein Feuer gemacht, dessen Flammen bis in die Höhen der Baumkronen hinausschlugen. Unser Höhenmesser zeigte 2480 Meter.

L.'s Wegeschutzmaßnahmen waren unanständig, aber wirksam gewesen; kein Nashorn hatte uns bei Nacht aus dem Zelt und in die Lüfte geworfen. Die Sonne stand hinter Wolkenschleiern schon hoch, als wir erwachten. Beim Waschen stellten wir fest, daß das Wasser des unterirdischen Flüsschens um 13 Grad Celsius wärmer war als die Morgenluft, es dampfte, als ob es auf dem Feuer gestanden hätte.

Zu unserm nicht geringen Erstaunen blickten wir dann schon nach etwa halbstündigem Steigen in den Felsenkessel des Kraters hinein. Die höchste Höhe des zuletzt überschrittenen Walles war 2600 Meter. Ein großer, offener Grund dehnte sich jetzt vor uns aus, einzelne mächtige Fledern, über und über mit Moos und Flechten behangen, Erikräuter und Wacholderbüsche im frischgrünen Rasenteppich gaben der Landschaft das Gepräge eines nordischen Parkes. Und ringsum schossen in erdrückender, zermalmender Wucht die Kraterwände in schwindelnde Höhen hinauf. Der Durchmesser des nahezu kreisrunden Kraterbodens mochte zwei Kilometer betragen.

In der meterhohen Wurzelnische eines alten, graubärtigen Waldriesen stellten wir unsere winzige Behausung auf; ich machte rasch noch einige Aufnahmen, kroch dann ins Zelt hinein, sämtliche Neger mußten draußen sämtliche Decken darüberlegen und festhalten, und ich wechselte, auf dem Bauche liegend, die Platten in den Kassetten. L. kam dann gleich darauf von der ersten Umsuche zurück und führte mich, glühend vor innerer Begeisterung, an einem scharf abgegrenzten, schwarzgrauen Bodenstreifen vorbei. Er bestand aus einem unbeschreiblichen Trümmerfeld von reiner Lava; seine glasharten, scharfkantigen Schollen trugen noch keine Spur von Vegetation. Der Strom dieser Lava leitete in schnurgerader Richtung nach der südwestlichen Ecke des Kraterkessels, und an seinem Ende erhob sich ein dunkelgraublauer, mit fast geometrischer Regelmäßigkeit geformter Keil, dessen höchste Spitze ziemlich genau mit der äußeren Kraterumwallung abschnitt — ein Gebilde, das schon unser Laienauge als ganz, ganz jung erkannte. Hier allein konnte der Schloß sein, der damals bis zum Kriege noch Rauch und Feuer gespien hatte, auf den mußten wir hinauf, und zwar sofort! In Eile wurde alles zusammengesucht, fertiggemacht, was wir für notwendig hielten, ein Seil, ein paar Buschmesser, eine Laterne, Tee und Schokolade zur Abgung, dazu noch unsere Instrumente und Kameras. Fünf von unseren Leuten bekamen die Sachen aufgepackt, und dann ging's ungesäumt los, denn in diesen Höhen kann man nie wissen, was im nächsten Augenblick für Wetter ist.

M 7

Durch den unteren Teil des Lavafeldes führten noch hier und da Nashornwechsel; an einer Stelle lag Lösung, die so frisch war, daß sie noch dampfte. Aber weiter oben hörte schließlich auch jeglicher Dickhäuterverkehr wegen Geländeschwierigkeiten auf, und so entschlossen wir uns, einen Korongo (Regenwasserschlucht) zum Weitersteigen zu benutzen. Doch dieser Korongo hatte es in sich! Solange zwischen blaugrauem, feinem Sand nur Poltersteine jeglichen Umfangs lagen, ging es an, dann kamen aber plötzlich senkrechte oder auch überhängende Felsstufen, vier, fünf, acht Meter hoch, Gebilde, die mich immer wieder lebhaft an die Wadis in den nordafrikanischen Wüsten erinnerten. In solchen Stellen mußten wir seitlich an der Wand hoch und uns durch ein geradezu irrsinnig verfilztes Stachelgestrüpp um die Felsstufe herumwinden. Diese Abstürze wiederholten sich mit einer gewissen Regelmäßigkeit etwa alle 200 Meter. Im Korongo selbst wuchs hier und da Gras, an den Wänden jene Strohblumen, die ich schon von den oberen Stufen des Kilimandscharo her kannte, und herrliche purpurrote Blüten, deren Kelche wie die von Narzissen geformt waren.

Je höher wir kamen, desto steiler wurde die Steigung, desto feiner und tiefer die heruntergewaschenen Sand- und Aschenmassen zwischen dem Steingeröll, desto knapper auch allmählich die Atemluft. Besonders unangenehm war, daß wir in der durchschnittlich zwei Meter tiefen Schlucht nichts von unserem Ziel sehen und damit auch nicht feststellen konnten, wie wir eigentlich vorwärtskamen. Und immer noch steiler wurde es; schon rutschten und schoben wir uns streckenweise auf den Knien höher, aus tiefen Seitenschluchten prasselte Steinerschlag und stieβten Aschenlawinen auf uns herab, wir machten zuletzt beide nur noch fünf Meter Weg in einer Viertelstunde. Schließlich wurde das Vorwärtskommen im Korongo ganz unmöglich; so krochen wir links an der Wand hoch, aber alles, was wir hier unter Hände und Füße bekamen, rutschte und brach unter uns weg. Nach unendlichen Qualen gelang es uns schließlich, wieder auf die eigentliche Böschung des Kegels zu kommen. Unsere Herzen hämmerten derartig, daß wir etwa zehn Minuten nebeneinander lagen, unfähig, eine Bewegung zu machen oder ein Wort zu sprechen. Die hier erreichte Höhe betrug 3500 Meter.

L. nahm einen Schluck Tee, und ich stärkte mich durch eine Zigarette; dann begann das letzte, furchtbarste Stück Arbeit, das Überwinden von 165 Meter stärkster Steigung auf einem Boden, der aus staubfeiner, wie Wasser rinnender vulkanischer Asche bestand. Hier schoben wir uns nur noch zollweise vorwärts, drückten, um beim Ausruhen Halt zu finden, unsere Körper und die weit auseinander gespreizten Hände und Füße immer wieder flach in die Asche, schlossen die Augen, vor denen es wie feurige Nebel wogte, schnappten mit weit geöffnetem Munde keuchend nach Luft und warfen Blicke voll verzweifelter Sehnsucht nach dem so nahen und doch so unerreichbar scheinenden oberen Rande dieses teuflischen Aschenhaufens.

Als ich bei der nächsten Rast die Hände wieder haltsuchend hineinbohrte, zog ich sie mit einem erschrockenen „Au!“ zurück, glaubte im nächsten Augenblick, mich getäuscht zu haben, und grub sie nochmals in die Asche;

da aber sah ich schon, wie Kazimoto, der bis hierher tapfer mitgekrochen war, anscheinend dieselbe Erfahrung machte. Er schlenkerte plötzlich sein kohlschwarzes Bein in die Luft, verlor dadurch rettungslos jeden Halt und schoß pfeilgeschwind, in eine staubende, schwarze Aschenwolke gehüllt, wieder zu Tal und in unbekannte Tiefen hinab. „Was war denn?“ fragte L. „Der Boden ist heiß, fühlen Sie mal!“ antwortete ich aufgeregt. „Das habe ich schon dort unten gemerkt“, antwortete der Phlegmatiker.

Dann nahmen wir in förmlicher Wut über die Endlosigkeit und Langsamkeit dieser Kriecherei mit letzter Kraft das letzte Stück an. Wie wir die allerletzten fünfzig Meter zurückgelegt haben, kann ich nicht schildern — als ich wieder einmal die Betäubung, die mich umfassen wollte, zurückgedrängt und die Augen soweit klar hatte, um etwas sehen zu können, stellte ich jedenfalls fest, daß wir oben waren.

„Puff, puff!“ sagte es plötzlich dicht neben mir. Ein heißer Strom traf mein rechtes Ohr und erschreckte mich so, daß ich trotz meiner Schlappheit einen Satz beiseite machte wie ein Ochsenfrosch — neben mir aus einer Spalte im Geröll schoß ein gelblich schimmernder Dampfstrahl in die Höhe, der wie faule Eier roch.

Ich drehte mich um und rief nach L., aber als ich die Dampfäule zeigen wollte, war sie weg. Gleichzeitig hörten wir an den Rufen der nach und nach heraufkriechenden Schwarzen, daß auch sie allerlei Wunderlichkeiten entdeckt hatten. Überall puffte, zischte, schnob und blies es zwischen Steinen und Asche hervor. Aus einem Loch quoll etwas Graues, Schwammiges heraus. Ich faßte vorsichtig zu, es war gerade so heiß, daß ich's noch in der Hand halten konnte, und binnen einer halben Minute war es hart und weiß geworden, etwa wie Gips. Kreisrunde Flecke hier und da leuchteten schwefelgelb, blaßrot, oxydgrün, braun und purpurrot.

Auf ziemlich zitterigen Beinen wackelten wir ein Stück vorwärts und standen auf einmal am Rande eines Kraters. Er war etwa 200 Meter breit und ebenso tief. Sein Boden war, soweit wir sehen konnten, mit derselben Art von Asche und Gestein bedeckt wie der hier oben auch; durchs Glas stellten wir fest, daß hier und da Gras und kleine Büsche darauf wuchsen; nur an der uns gegenüberliegenden Seite drangen aus dem Boden ununterbrochen zwei starke Dampfstrahlen. An ausgefressenen Steinen ringsum saßen große Schwefelkristalle oder weißliche, poröse Ausscheidungen.

Während wir noch so standen und wegen der Hitze des Bodens abwechselnd die Füße hoben, drang plötzlich ein Laut aus dem Krater zu unseren Füßen herauf, der uns alle für einen Augenblick erstarrten ließ. Ein dumpfes, grollendes Murren, das wohl eine Viertelminute anhielt, dann schwieg, und nach zwei Minuten wieder anhub. Wir sahen einander an, ohne ein Wort zu sprechen, die Gesichter unserer Schwarzen waren aschgrau geworden. Mtonja brach zuerst das Schweigen: „Kweli Scheitani!“ (wahrhaftig der Teufel) sagte er mit heiserer Stimme und drehte das Weiß seiner Augen in kaltem Entsetzen nach dem dunklen Kratergrund. „Also er arbeitet noch!“ sagte L. leise zu mir. Ich nickte nur, denn davon war ich schon beim ersten Anblick dieses Kegels überzeugt gewesen.

An drei Seiten war der Krater durchbrochen und eingestürzt, an der nordwestlichen war ein Lavastrom durchgeflossen, der anscheinend älter war als der von uns zum Aufstieg benutzte. Der Erguß hatte zwischen unserem Ke gel und der Wand des großen ursprünglichen Kraters eine Art Sattel gebildet. An seiner östlichen Seite sahen wir eine Schlucht, die sich nach unten zu rasch vertiefte und aus der ein anhaltendes, dumpfes Dröhnen zu uns heraufscholl — ohne Zweifel die Quelle des Engare Nanjuki. Die Höhe unserer Kegelspitze betrug 3665 Meter, ihre Entfernung vom alten Kraterwall etwa 700 Meter.

Es pfiff trotz des Sonnenscheins kalt hier oben. Wir saßen eng aneinander gedrückt eine gute halbe Stunde lang, verloren in die unvergleichliche Fernsicht. Drunten im Kratertal standen die Alten des Urwaldes winzig wie Pilzlein, funkelte ein Lämpel wie ein schelmisch zwinkerndes Mädchenauge, rauschten und dampften an dem Leib des Berges die Urwälder, wanden sich blinkende Flugbänder um die letzten, wie mit pelzigen Moosen bedeckten Hügel, blinkten Seen und Sümpfe, schimmerte weit hinaus die goldgelbe Steppe. Drüben im Osten schlangen sich die ruhigen, gewaltigen Linien des Kilimandscharo in blaue Unendlichkeit empor; im Norden lagen wie blauviolette Wolken die Höhengrater des Paré-Gebirges, und ganz fein und silbergrau waren dahinter noch die Umrisse der Usambara-Kette zu erkennen. Und zwischen all den Berggruppen rollten und rollten die Wogen der Steppe in grenzenlose Fernen.

Dann kam der Abstieg oder besser gesagt der Abbruch. L. fühlte prüfend nach der Stelle seiner Hose, die den unteren Teil des Rückens bedeckt, nickte zufrieden, setzte sich auf den erwähnten Teil und war in der nächsten Sekunde mit wahnsinniger Geschwindigkeit in einer Staubwolke verschwunden. Ich rodelte auf dieselbe Art hinterher, gefolgt von den vier verbliebenen Eingeborenen. Ein Eriказengebüsch stoppte schließlich meine Fahrt, nicht gerade sanft, aber wirksam. Mtonja neben mir hatte die Peilung verpaßt, schoß mit einem schrillen Angstgeheul an dem Gebüsch vorbei und krachte schließlich mit beträchtlichem Gepolter in den oberen Ausläufer unseres Korongo hinunter. Ich war einigermaßen besorgt, aber er war auf den Kopf, also einen weniger edlen Körperteil des Negers, gefallen, und so hatte es ihm weiter nichts geschadet. Vor mir sah ich plötzlich L. aus dem Gestrüpp auftauchen und hastig an seiner Jacke herumfingern. Als ich mich zu ihm herangearbeitet hatte, stand er mit seligem Gesicht in den Stauden und hielt mit triumphierend den unverletzten Porzellankopf der Großvaterpfeife entgegen, die der Kauz mit auf den höchsten Gipfel des Meru geschleppt hatte. In der nächsten Minute dampfte er heftiger als alle Ausbruchslöcher unseres Aschene gels zusammengekommen.

Jetzt fehlte nur noch der schon vorher unabsichtlich zu Tal gefahrene Kazimoto. Mit dem war es allerdings nicht so gut abgegangen; ungefähr an der Stelle, wo wir beim Aufstieg den Korongo verlassen hatten, hochte er grau und trübselig wie ein Bündel Lumpen auf einem Stein; er hatte sich beide Knie und Ellenbogen und eine Schulter böß zerschlagen. Ihn ohne allzuviel Rauheit heimzubringen, war ein schweres Stück Arbeit für uns.

Und für mich war es eins, nicht bei jedem Schritt aufzujaulen wie ein verprügelter Hund, denn bei dem Marsche über die glascharfen Lavaschollen waren die Wunden an meinen vom Schakal zerbissenen Füßen wieder aufgegangen.

Im Lager stellte ich die glühenden Hachsen in einen Eimer mit kaltem Wasser, genos diese Wohlthat und die eines ertasteisen Mokkas und hörte den Bericht des hiergebliebenen Derengia über ein ungeheuerliches Nashorn an, das am Nachmittag quer über die Richtung getrabt, mit Witterung des Lagers dann stehen geblieben wäre und den vor Angst wie versteinerten Schwarzen wohl eine Viertelstunde lang angegloht hätte. Plötzlich hätte es sich dann herumgeworfen und wäre in aller Eile, als ob es etwas vergessen hätte, in ganz anderer Richtung davongestürzt. Und die mit uns Bekommenen erzählten bis tief in die Nacht hinein von unseren Abenteuer auf jenem Berge, in dem der Scheitani wohnte.

Wir beiden Europäer waren selbst zum Essen zu müde, und da oben drein eine ganz niederträchtige Kälte in unseren Felskessel herabsank, so krochen wir bald in unsere warme Hundehütte. Ich konnte vor Überanstrengung lange nicht schlafen und war gerade zum erstenmal ein bißchen eingenickt, als ich in die Höhe fuhr. Im Halbschlaf war irgendein Geräusch von draußen an mein Ohr gedrungen, keines von denen, die sein mußten, wie das Brausen des Engare Nanjuki, das Rauschen des Nachtwindes oder das ferne Steinschlaggeknatter, sondern etwas anderes. Ich lauschte angestrengt — da hörte ich es wieder, ein dumpfes, wuchtiges Poltern, das sich mit unheimlicher Schnelligkeit näherte. — „Los Bana, schnell! ein Nashorn!“ schrie ich, und trotz unserer vielfältigen Deckenvermummung und der Enge unseres Zeltes fuhren wir mit erstaunlicher Geschwindigkeit zum hinteren Loch heraus und wie der Blitz auf die höchsten Wurzelknollen der alten Beder hinauf.

Mit verhaltenem Atem lauschten wir in die Finsternis hinein, die Sterne schimmerten blank und rein durch die leise schwingenden Zweige, mein Auge gewöhnte sich rasch an das Helldunkel der Nacht, und auf einmal sah ich es! Unbeweglich, grau und massig stand das Tier auf dem vom Reif schimmernden Grase, keine zehn Meter von uns entfernt. Es rührte sich nicht, auch wir wagten keine Bewegung; mir war, als müßten in der lähmenden Stille die Schläge meines dröhnend pochenden Herzens hörbar sein.

„Es hat Witterung!“ hauchte mein Kamerad, und im selben Augenblick schlug wie eine Explosion ein tiefes, pustendes Schnauben durch das schwere Schweigen. Der Koloß warf sich mit unglaublicher Leichtigkeit und Behendigkeit herum und stürmte in donnerndem Galopp hart an uns vorbei, rauschend wie ein Schnelldampfer mitten durch den Lümpel hindurch, mit Gepolter in den Engpaß des Waldes und drüben krachend und brechend in das Gestrüpp hinein.

„Hoffentlich fällt's nicht bei der Finsternis! — Haben Sie vielleicht ein Streichholz bei sich?“ fragte L. von seiner Wurzel herunter, stopfte sich in steinerner Ruhe seine Pfeife und ging dann, um das Vergessene nachzuholen, „— den Brüdern den Weg vererkeln!“

Als wir früh erwachten, glänzte der ganze Grund in herrlichem Rauheif, die Wacholder glitzerten wie Weihnachtsbäume, schneidend scharf wehte die Luft von den Felsen herab — es war so schwer zu glauben, daß diese Landschaft nur wenige Kilometer vom Äquator entfernt lag und nicht dem nordischen Kanada angehörte!

Wir gedachten vom Aufbruch von hier oben noch wenigstens einen Blick dort in die Schlucht des Engare Nanjuki zu werfen, wo er aus dem Kessel heraus durch den Wald bricht. Doch der Gedanke war leichter gefaßt als ausgeführt. Wo immer wir auch hier in den Wald einzudringen versuchten, liefen wir uns fest. Es blieb uns schließlich nichts weiter übrig, als noch einige Leute mit Buschmessern vom Lager zu holen, die einen Pfad schlagen mußten. Während die Schwarzen noch vor uns hackten, sagte L. plötzlich neben mir und deutete dabei auf die Kraterwand im Westen: „Da schauen Sie mal, wie sieht denn heute der Sonnenschein aus!“ Ich war wütend über die Quälerei dieses Weges, warf nur einen kurzen Blick hinüber und knurrte: „Natürlich aufsteigende Nebel!“

Nach fast zweistündiger heißer Arbeit hatten wir endlich den halben Kilometer Weg zu der Schlucht überwunden, aber schließlich war das Ergebnis unbefriedigend, denn fast der ganze, wohl mehrere hundert Meter tiefe Schlund war ausgefüllt mit kreuz und quer liegenden, hineingestürzten Baumstämmen. So gab es nicht die gehoffte wildromantische Aufnahme, wir hörten nur das wütende Donnern und Tosen des Flusses aus der unheimlichen Tiefe heraufschallen. Dafür hatten wir aber ein paar Schritt weiter den großartigen Anblick eines Wolkenmeeres, das sich von hier oben aus nach allen Richtungen hin in die Unendlichkeit erstreckte. Seine Hügel und Täler waren überströmt von goldenem Sonnenlicht, und fern im Osten, wie eine Insel der Seligen aufragend in den blauen Abgrund des Himmels, stand silberglänzend die Gletscherkrone des Kibo. Leise hob sich unter uns die Flut der Wolken, leckte in einzelnen Zungen über den Wall herein, ergoß sich in das Becken des Kraters und hatte ihn bald ganz mit ihren grauen, kalten Fluten erfüllt.

Dann stiegen wir hastig von dem Wall zum Lager herunter; die Schwarzen hatten inzwischen alles gepackt und waren marschfertig, und kurz nach neun Uhr verließen wir die Zaubervelt des Meru-Kraters auf demselben Wege, den unser nächstlicher Störfried genommen hatte. Eine Stunde später hielten wir bereits kurze Rast in jenem lieblichen, bachdurchströmten Grunde, wo wir beim Aufstieg mittags kampiert hatten. Einem besonders starken unterirdischen Donnern folgend, entdeckten wir dann seitlich von uns das Bett des Engare Nanjuki, in das sich ein Bach in Gestalt eines wundervollen Wasserfalles ergoß. Das kristallklare Wasser rann über bunte Kiesel; rechts erhob sich eine etwa 150 Meter hohe, blutrot glühende Wand; weiches, seidenglänzendes Gras wehte in dem kalten Luftströme. Ein Elefantenwechsel führte hier herunter, das seichte Gewässer diente den Riesen wohl als Badesplatz.

Am frühen Nachmittag bei brütender Hitze tauchten wir dann schon wieder in das unwegsame Chaos des abgebrannten Waldstreifens oberhalb des Forsthauses, und eine Stunde später kamen wir dort an.

Wir hatten das Obdach gerade rechtzeitig erreicht, denn aus dem lichtgetränkten Meere weißer Wolken von heute früh war ein dunkelstahlblaues, schwer lastendes Gewölbe geworden, durchzogen von fahlgelb leuchtenden Sprüngen, hinter denen ein unaufhörliches Gefunkel wilder Blitze zuckte. Unter dem düsteren, den Horizont umspannenden Bogen des Gewölbes rollte schwerer Donner. Trotzdem fielen bei uns hier oben nur einzelne schwere Tropfen, aber drüben nach dem Engare Nairobi zu stand stundenlang eine graue Wand von herabstürzenden Regenfluten.

Ganz niedrige, schwärzlichdüstere Wolken, losgerissen von einem brausenden, feuchtkühlen Winde, jagten über uns weg, um die im Himmel verlorenen Mauern des Kraterrandes herum und brachen auf der Südseite als langanhaltendes Gewitter aus. Schauerlich rollten seine Schläge, hundertfach zurückgeworfen droben in der Felsenwildnis.

Am nächsten Morgen marschierten wir gegen sieben Uhr ab. Wir hatten gehofft, bei van ter Nerve ein Auto für die Heimfahrt zu bekommen. Aber der Bur war nicht zu Hause. Seine Frau riet uns, zu der Nachbarfarm Whyjé zu gehen, dort wäre auch eins. Aber was wir dort trafen, waren so viel Fliegen, wie ich auf dieser Welt niemals für möglich gehalten hätte, und eine einsame Frau mit sehr energischem Gesicht, die in einem zerbrochenen Langstuhl auf der Veranda saß und ein Buch über Ford-Autos las. Es war vorläufig nur das Buch da, das zugehörige Auto wollten sie erst anschaffen. So warf ich einen kummervollen Blick auf meinen Fuß, an dem ich schon das Oberleder aufgeschnitten hatte, um der Schwellung Platz zu machen, und ergab mein Herz in die Notwendigkeit eines siebenstündigen Marsches über die glühende Steppe.

Die Sonne brannte heiß und stechend; ringsum am weiten Horizonte ballten sich schon wieder schwere Gewitter, doch wehte vom gestrigen Regen her noch ein kühler, starker Wind aus Norden. Weit und still und einsam standen die Wälder von Schirmakazien vor uns, zwei- oder dreimal geisterter plötzlich die himmellangen Hälse und winzigen Köpfe von Giraffen über den flachen Kronen. Dann wurde die Steppe baumlos und tellerflach und ging zuletzt in jenes bizarre Hüggeland, die Grabstätte des halben Meru-Kraters, über. Wir nahmen ein scharfes Tempo an, und ich wehrte mich dagegen, nur einmal Rast zu machen, weil ich nur zu gut wußte, daß ich dann nicht wieder würde aufstehen können.

Ein brandiges Abendrot flammte bereits über dem fern und dunkel liegenden Meru, als wir die ersten Maisfelder der Farm meines Freundes passierten. Aus meinem linken Fuß liefen Blut und Eiter, und ein paar Schritte vor dem Hause fiel ich über den Haufen.

Aber mit Hilfe einer Kanne Mokka und eines Kognaks hatte mich Frau L. bald wieder vernehmungsfähig gemacht, und das erste Wort, was ich von ihr hörte, war: „Also, er ist noch nicht erloschen!“

An jenem Abend kamen wir trotz unserer Müdigkeit nicht vor drei Uhr ins Bett. Beide Parteien, wir selbst und die Heimgebliebenen, hatten zuviel zu erzählen. Denen waren vorgestern nacht drei Löwen in den Viehtraal gedrungen und hatten einen Ochsen erschlagen. Die schwarzen Arbeiter waren aber mit anerkennenswerter Berwegenheit den drei Katern auf den Leib gerückt und hatten einen davon regelrecht zu Tode gespeert. Außerdem berichteten sie auch, daß gestern vormittag zwischen sieben und halb acht eine totale Sonnenfinsternis das Land bedeckt hätte. L. sah mich an und sagte: „Das waren Ihre Nebel da oben an der Kraterwand, wissen Sie noch?“

Dann sprachen wir noch lange von dem, was wir da oben gesehen hatten, und auch von dem, was hier herum in Zukunft noch möglich sein konnte, denn wohl als erste hatten wir nunmehr endgültig festgestellt, daß „er“ noch nicht erloschen war!

Erläuterungen

- Askari = schwarze Soldaten der ehemaligen deutschen Schutztruppe in Ostafrika.
- Johnsoniana = Verwandte von Aloe und Agave, gehört zu den Liliengewächsen.
- Kisuaheli = die Sprache der Suaheli, der Küstenneger in Ostafrika, eines Mischvolkes aus Negern und Arabern, die dort Umgangssprache ist.
- Lingam-Statue = säulenförmiges Sinnbild des indischen Gottes Giva.
- Papayos = melonenartige, essbare Früchte des Melonenbaumes (Carica Papaya), der handförmige Blätter hat und von dem fast alle Teile verwendbar sind: Milchsaft zu Medizin, Bast zu Stricken, Samen zu Gewürz.
- Wadis = enge Felsentäler in der Sahara mit steilen Wänden, meist halbkreisförmig abgeschlossen, oft wasserlos.

DIE SCHÖNE WEITE WELT SEHEN

kann nicht jeder, aber jeder kann sie kennenlernen, wenn er
UNSERE BÜCHER LIEST

Reise- u. Abenteuer

ARTUR HEYE

Wanderer ohne Ziel

Ganzleinen 5,80 RM.

Brennende Wildnis

Ganzleinen 5,80 RM.

Unterwegs

Ganzleinen 5,80 RM.

Allah hu akbar

Ganzleinen 5,50 RM.

Hatafo

Ganzleinen 4,80 RM.

Bech

Ganzleinen 4,50 RM.

Meine Brüder

Ganzleinen 5,80 RM.

**Unter
afrikanischem Großwild**

Ganzleinen 2,80 RM.

Die Bücher Artur Heyes sollte jeder lesen und kennen, der Mann, der Jüngling, der reisere Knabe, aber auch die Frau und die weibliche Jugend. Es steckt in ihnen so viel gesundes deutsches Abenteuerertum, so viel starke Spannung, aber auch wieder so viel reines Seelengut, daß jedes Buch von ihm ein Gewinn ist.

Brandenburger Anzeiger.

Jugendchriften

ROBERT OELBERMANN

**Unter Toreros
und Fremdenlegionären**

Mit zahlreich. Photos · Ganzleinen 6 RM.

Eine große Fahrt von 11 deutschen Jungen, keine Dichtung also, sondern ein Tatsachenbuch, aber als solches so fesselnd und so reich an Geschehnissen, daß man es mit höchstem Interesse liest.

JÜRGEN JÜRGENSEN

LoKongo

Der Häuptlingssohn

Ganzleinen 5,- RM.

Ein Buch, das man ohne jede Einschränkung loben u. jedem Jungen von 12 Jahren ab in die Hand geben kann. Wie lernt man dabei den Neger und seine so oft verkannte Seele kennen. Dies Buch müßte jede Bücherei einstellen. Volksbildung.

ERICH ROBERT PETERSEN

Die Gummifucher

Illustriert - Ganzleinen 4,50 RM.

Die Geschichte eines Kameruner Pflanzers, dessen abenteuerliches Leben im tiefsten Busch und dessen heldenmütiger Verteidigungskampf während des Weltkrieges mit überraschender Anschaulichkeit geschildert wird.

BERNHARD VOIGT

Im Schülerheim zu Windhuk

Deutsche Jungen in Steppe und Busch. Illustriert - Ganzleinen 4,50 RM.

Dieses ganz famose Buch, das den wertvollen Stempel der Wahrheit trägt, gewährt einen hübschen Einblick in südwestafrikanisches Leben vor dem Kriege. Es gehört in die Hände aller Stadt- u. Landjungen u. wird auch Erwachsenen ungemein Freude bereiten. Bücherei und Bildungspflege.

DURCH ALLE BUCHHANDLUNGEN
SAFARI VERLAG G.m.b.H. BERLIN W 57

Neueste Hefte der Deutschen Jugendbücherei

Ausgabe A: Bunte Reihe (mit Farbbild), jede Nr. 20 Pf. — Ausgabe B: Buchreihe (in Halbleinen), jede Nr. 40 Pf. — Ausgabe C: (ohne Farbbild), jede Nr. 15 Pf.

Die ganze Sammlung, auch Nr. 1 bis 191, ist lieferbar!

- 192: Märchen von Seele u. Ewigkeit v. H. Chr. Andersen.
193: Böfser Bäch von Theodor Storm.
194: Kalif Storch. Der kleine Muck von W. Hauff.
195: Peter Schlemihl von Adalbert v. Chamisso.
196: Das Myrtenfräulein u. and. Märchen. Cl. Brentano.
197: Schatzkästlein von Joh. Peter Hebel.
198: Das Schloß Mürande von Jos. Freih. v. Eichendorff.
199: Gräuliche Muthchen von Louise v. Staël-Holstein.
200: Der blinde Passagier von Max Epth.
201/2: Michael Kohlhaas von Heinrich v. Kleist.
203: Spiegel, das Kästchen von Gottfr. Keller.
204: Erbeerei Marell von Jeremias Gotthelf.
205: Der Kuß von Senke von Ad. Stifter.
206/7: Der goldene Topf von E. Th. A. Hoffmann.
208: Das Buch des Todes u. a. von W. Heinrich Riehl.
209: Die Lichtflamme von Selma Lagerlöf.
210: Der Zerlumpte u. a. von Auguste Supper.
211: Müte und sein Freund u. a. von Max Dreger.
212: Ritzbahns Ende u. a. von H. Watzlik.
213: Zwerg Nase von Wilhelm Hauff.
214: Tiermärchen von Gebr. Grimm. (Großer Druck).
215: Märtsche Sagen von Hans Reinike.
216: Die Judenbuche von A. v. Droste-Hülshoff.
217: Der tolle Invalide von Adim von Arnim.
218: 1813 von Gustav Freytag.
219/21: Ingo von Gustav Freytag.
222: Das Kind der Sühne u. a. von Karl Emil Franzos.
223: Haglstorm von Heinrich Brammer.
224: Meine Kindheit von Friedrich Hebel.
225: Der Käsekrämer von Franz Freiherr v. Gaudy.
226: Juniperus von Joseph Viktor von Scheffel.
227/28: Mozartauf der Reise nach Prag v. Eduard Mörike.
229: Der arme Spielmann von Franz Grillparzer.
230: Aus dem Staate Friedrichs des Großen v. G. Freytag.
231: Kinderlegenden der Gebrüder Grimm.*
232: Spottmärchen v. Torheit u. Einßicht von Andersen.
233: Rheinische Leute von Wilh. Schmidtborn.
234: Heimat. — Das Kind und das Dorn v. Clara Diebig.
235: Im Brauerhause. Lena Wies von Theodor Storm.
236: Ruhelose Seelen. Schweiz. Sagen v. Joh. Jegerlehner.
237: Hanspeter und Marell von Theodor Krausbauer.
238: Karl der Große von Gustav Freytag. [G. Freytag.
239: Der deutsche Bauer seit dem 30jähr. Kriege v.
240: Wo die Liebe ist, da ist auch Gott von E. N. Tolstoj.
241: Die Prinzessin von Malin von A. Blum-Erhard.
242: Ein Märchen von Iwan dem Narren v. E. N. Tolstoj.
243: Ein Berliner Junge von Ad. Damajchre.
244/45: Undine von de la Motte-Fouqué.
246: Lustige Gedichte von A. Kopisch.
247: Attila von Gustav Freytag.
248: Goethes Kinderjahre von ihm selbst.
249: Legenden von Gottfried Keller.
250: Parzival. Nacherz. v. Johs. Kanjer.
251/52: Aus dem Regen in die Traufe v. Otto Ludwig.
253: Fröhliche Märchen der Gebrüder Grimm.*
254: Die Dörfer u. ihre Geistl. (30 J. Krieg) v. G. Freytag.
255: Lieben und Leiden. Märchen der Gebr. Grimm.
256: Von Menschenliebe. Märchen von Oskar Wilde.
257: Treue um Treue. Märchen der Gebr. Grimm.
258: Die Edda. Nacherz. v. C. Litt.
259: Meier Helmbrecht von Werner dem Gärtner.
260: Tiermütter von Th. G. D. Roberts.
261/62: Der Schimmelreiter von Theodor Storm.
263: Die Hanja von Gustav Freytag.
264: Schiller, Balladen und Das Lied von der Glocke.
265/66: Zur Chronik von Grieshuus v. Theodor Storm.
267: Indische Märchen von Friedrich v. d. Leden.
268: Upland, Gedichte.
269: Deutsche zur Römerzeit von Gustav Freytag.
270/72: Ingraban von Gustav Freytag.
273: Des Rittertums Glanz u. Verfall v. Gustav Freytag.
274: Der deutsche Ritterorden von Gustav Freytag.
275: 2000 km a. d. Hang-ise-kiang v. Walther Stögnier.
276: Rheinische Geschichten u. and. von Wilh. Schäfer.
277: Elfen und Kobolde. Märchen d. Gebr. Grimm.*
278: Irtsche Eisenmärchen der Gebr. Grimm.
279: Werner von Siemens, Lebenserinnerungen.
280: An d. Gestaden Nordafrikas v. Friedrich Naumann.
281/82: Blut und Eisen von A. Epth.
283: Griechische Götter und Helden von Gust. Schwab.
284: Berwulf. Uebers. v. H. Eide.
285: Mörkte, Gedichte.
286: Tacitus, Germania.
287: Geschichte von braven Kasperl von Cl. Brentano.
288: Unter dem Tannenbaum. Abwärts von Th. Storm.
289: Goethe, Gedichte.
290: Eichendorff, Gedichte.
291: Das Glaschenteufelchen von R. L. Stenenson.
292/93: Das Säulchen d. lieb. Aufrechten v. Gottfr. Keller.
294: Löwengeschichten von A. E. Brehm.
295: Hundgeschichten von A. E. Brehm.
296: Menschenaffengeschichten von A. E. Brehm.
297: Elefantengeschichten von A. E. Brehm.
298: Riesenlangengeschichten von A. E. Brehm.
299: Krotbilgeschichten von A. E. Brehm.
300/02: Das Nest der Saunfönige von G. Freytag.
303: Märchen vom Alttag von H. Chr. Andersen.
304: Von Wünschen u. Träumen v. R. v. Volkmann-Leander.
305: Die Schneefönige von H. Chr. Andersen.
306: Der junge Engländer u. and. Märchen v. W. Hauff.
307: Droste-Hülshoff, Gedichte.
308/9: Weihnachtabend von Th. Dickens.
310: Am Rande des Dschungels von Gopal Mukherdji.
311: Kolonialgeschichten von Jürgen Jürgensen.
312: Die wandernde Seele von L. Chadjo Hearn.
313: Sumpffönigs Tochter von H. Chr. Andersen.
314: Berliner Sagen. Zusammengeßt v. Hans Reinike.
315: Vom Grenzspriberer Krafstel von E. Menn.
316/17: Aus d. Leben eines Taugenichts von Eichendorff.
318: Der Stadtspießer von W. Heinrich Riehl.
319: Der stumme Ratsherr von W. Heinrich Riehl.
320: Der Streit um die rote Kose von E. G. Seeliger.
321: All Baba und die 40 Räuber. * } Aus
322: Von durchtriebeneu Schelmen. } 1001 Nacht.
323: Aus dem indischen Volksleben von Tagore.
324: Das Wildpferd von Olaf Aslagsson.*
325: Märchen von Kindern. (Großer Druck).
326: Märkei Lumpengeßindel. Gebr. Grimm. (Gr. Druck).
327: Märchen v. verzauub. Menschen von Gebr. Grimm.
328: Heldenmärchen.*
329: Kinderjahre einer taubst. Blinden von H. Keller.
331: Der Urwaldvagabund von Kurt Faber.
332: Aus meinem Leben von J. G. Seume.
333/34: Godel, Hinkel und Gadeleia von Cl. Brentano.
335: Rubezahl. Die schleißche Urjage von E. G. Seeliger.
336/37: Das Amulett von Conrad Ferdinand Meyer.
338: Gustav Adolfs Page von Conrad Ferdinand Meyer.
339: Kintels Gluch aus dem Gefängnis von K. Saurz.
340: Bodensee-Geschichten von A. Blum-Erhard.
341: Der Herr des Geheimnisses von Jack London.
342/43: Grete Minde von Theodor Fontane.
344: Berliner Märzjage 1848 von Theodor Fontane.
345: Auf Afrikas Schneebergen von Artur Hege.
346: Wanderfahrten in Ägypten von Artur Hoye.*
347: Siebenbürgische Tiermärchen. J. Haltrich (Gr. Dr.)*
348: Reisebilder aus Italien von Victor Hehn.
349: Alpenjage, Neuerzähl von Irmgard Prestel.
350: Der Mensch und sein Tier von Karl Busse.
351: Großfreuden. Urwaldwandern von Prof. Konrad Guenther. [von E. Richter. (Gr. Druck).
352: Kinderlieder von Hoffmann v. Fallersleben. M. Abb.
353: Sischiraten von Jack London. [(Gr. Druck).
354: Das glückliche Land, Märchen von Lisa Wenger.

Mit * bezeichnete Hefte sind in Lateinschrift gesetzt.

56363

№. 245. Сече. Улї Мрїтос Снїеберген